

Eberhard Emminger, Die Oberamtsstadt Biberach 1837. Lithographie. In: Henning/Maier, Eberhard Emminger, Stuttgart 1986.

Frohe Zeit in Biberach

Erinnerungen von Marie Becker geb. Müller (1830–1914) an ihre Kindheit in Biberach

Von Dr. Max Flad, Leinfelden-Echterdingen

Beim erstmaligen Besuch einer Stuttgarter Familie fiel mir sofort der schöne, altkolorierte Steinruck der „Oberamtsstadt Biberach“ auf, den Eberhard Emminger im Jahre 1837 gefertigt hatte. Als ich mich bei der freundlichen Gastgeberin nach der Herkunft dieses Bildes und ihren Beziehungen zu Biberach erkundigte, erfuhr ich, daß ihre Urgroßmutter Marie Becker geb. Müller von dort stamme, jedoch später nach Heilbronn verzogen sei. Von ihr besitze sie auch noch ein Album, in welchem sie von ihrer Jugend berichte. Mein Interesse wuchs, als ich dieses Buch in Händen hielt, es durchblätterte und dabei eine Zeichnung des Biberacher Marktplatzes sowie ein Jugendbildnis der Urgroßmutter entdeckte, welches der Pflugschüler Karl Göser geschaffen hatte. Jedoch erst beim späteren Durchlesen stellte ich fest, welch wertvolle Schilderung aus Biberachs Biedermeierzeit ich leihweise erhalten hatte. Das Gedächtnis und die Erzählgabe von Marie Becker sind bewundernswert. Ihre Erinnerungen hat sie im Mai 1892, im Alter von 62 Jahren niedergeschrieben, zwei Nachträge stammen von 1906 und 1910.

Von der Urenkelin von Marie Becker, Frau Uta Jüssen geb. Becker, wurde mir großzügig die Er-

laubnis erteilt, Abschnitte aus dem Album zu veröffentlichen. Es war dann Kreisarchivdirektor Dr. Diemer, der dazu riet, die gesamten, so frisch und köstlich beschriebenen Begebenheiten aus den Jahren 1830 bis 1845 einem breiten Publikum nicht vorzuenthalten. Der Bericht Maria Beckers, den sie für ihren Sohn Max aufgezeichnet hat, lautet:

„Du hast öfters den Wunsch geäußert, lieber Max, ich möchte Dir einiges aus meinem Leben, unseren Familienverhältnissen und dergleichen mehr aufzeichnen. Vieles habe ich Euch in manch traulichem Plauderstündchen bereits erzählt, und eigentlich Interessantes habe ich nicht viel zu berichten. Ich komme indessen gerne meinem Versprechen nach. Es sind Worte einer Mutter an ihre Kinder; auch manch komisches Biberacher Bild ist mit eingeflochten. Im ganzen liegt aber der Reiz für Euch Kinder bloß darin, daß diese Dinge sich meist auf dem Boden abspielen, auf welchem auch Eure Mutter das Licht der Welt erblickt hat.“

Es kommt häufig vor, daß Dinge, welche mit unseren Kindheitserinnerungen verknüpft sind, uns in ganz besonderem Licht erscheinen. Dazu rechne ich auch: „Neuhofers Morgen- und Abend-Andachten.“¹ Nicht als ob ich damals schon hätte lesen können; nein, die Titelkupfer in beiden Bänden

Stammtafel Familie Müller

Johann Friedrich Müller
Bürger und Canditeur
1711 Dezember 22 –
1795 Juli 20

∞

1732 April 28
Regina Margaretha Dollinger,
Tochter des Riedmeisters
Johann Michael Dollinger und der
Anna Barbara geb. Gaupp
1712 Januar 4 – 1795 April 21

Johann Michael Müller
Senator und Hospitalmeister
1741 August 24 –
1824 Dezember 24

∞ 1

1765 Oktober 7
Maria Magdalena Natter,
Tochter des Bürgers und Goldarbeiters
Johann Georg Natter und der
Anna Juditha geb. Hecht
1739 April 30 – 1798 Februar 4

∞ 2

1798 Juli 30
Magdalena Ursula Weißbach,
Tochter des Kaufmanns Johann Philipp
Wißhack des Großen Rats und der
Anna Magdalena geb. Faulhaber,
1774 Mai 26 – 1819 Juni 2

Justin Heinrich Müller
Bürger und Kaufmann
1799 Mai 21 – 1847 November 28

∞

1829 September 17
Caroline Louise Friederike Jeanmaire,
Tochter des Eberhard Friedrich
Jeanmaire, Pfarrer in Bavans bei
Mömpelgard, und der Eberhardine
Friederike geb. Koch
(∞ 2 Prof. Philipp Gottlieb Landerer,
Pfarrer in Walddorf)

Marie Karoline
Eberhardine Müller
1830 November 9 – 1914 Mai 22
∞ 1850 März 11
Heinrich Becker
† 1893 Februar 27

Felix August
Wilhelm
1834 Januar 28 –
1899 Juni 16
Stuttgart

Karoline Fanny
Anna Thekla
1835 Dezember 25 – 1849 Januar 31

Grundlage: Ev. Kirchenbücher



Justin Heinrich Müller als Kind. Miniatur. Privatbesitz.

waren mir die Hauptsache. Es ist ein Vater, der mit seinen Kindern, zum nächtlichen Sternenhimmel gewendet, betet. Ich frug mich dann jedesmal, wo wohl die Mutter sei. Die ist gewiß gestorben, dachte ich, und dabei befiel mich Mitleid mit den armen Kindern. Doch die Rührung war schnell vorüber. Glückliche Zeit, in der man den Gefühlen noch nicht nachhängt. Den Morgenbetrachtungen hatte ein Buchbinder das ursprüngliche Bild weggenommen und das schadhafte durch ein neues ersetzt. Dies betrubte mich damals sehr, das alte war mir viel lieber gewesen.

Meine Biberacher Großeltern

Das Buch stammte von meinen Großeltern, Senator² Müller und dessen Ehegattin Magdalena Ursula Müller geb. Wißhack³. Das einzige Kind aus dieser Ehe war mein Papa: Justin Heinrich Müller, geboren in Biberach am 21. Mai 1799. In erster Ehe war mein Großvater verheiratet mit einer geborenen Faulhaber aus Mailand.⁴ Als er zur zweiten Ehe schritt, war er nicht mehr jung, jedenfalls war seine zweite Frau merklich jünger als er und dennoch überlebte er sie lange. Die Ölbilder, welche in den Besitz meines Bruders Felix Müller übergingen, zeigen sie als eine angenehme Erscheinung und ihn als alten Herrn in gepudelter Perücke im pelzverbrämten Talar. Alles, was ich von meinem Großvater Müller weiß, erweckte stets mein lebhaftes Interesse. Er war ein Mann voll des feinsten Kunstsinnes, mit seltenen Begabungen veranlagt. Er besaß z. B. die Kunst, wunderbar in Holz zu schnitzen und in Elfenbein, auch Steine für Ringe oder sonstige Schmuckgegenstände zu schneiden; z. B. ein Sokrateskopf in Carniol, ein Ceres usw. zeugen noch von seiner Kunstfertigkeit, die er als Dilettant betrieb. Selbstredend mußte er hierfür ein guter Zeichner sein, und nach diesen genialen Ent-

würfen schnitt er seine Kunstwerke. Eine solche Zeichnung lag noch in der Elfenbeindose, welche im Besitz meines Bruders ist.

Nach dem Tode meiner Großmutter Müller wurde das Hauswesen durch eine Haushälterin besorgt. Als der alte Herr das Zeitliche gesegnet hatte, lag der Gedanke nahe, daß sich der Haushalt nun auflöse. Mein Papa war noch jung, er sollte und wollte die Welt noch mehr sehen, aber das elterliche Haus wegzugeben, dazu konnte er sich nicht entschließen. Es wurde somit alles beim alten belassen. Der alten Dienerin war die Obhut des ganzen Bestitztums übertragen bis zu der Zeit, da der junge Herr für ganz wieder nach Hause komme. Und die Zeit kam.

Von den Eltern und ihrem Haus am Biberacher Marktplatz

Meine liebe Mama Caroline Jeanmaire war die Schwester der damaligen Gattin des Stadtpfarrers Landerer⁵ in Biberach und bei dieser öfters zu Besuch. Hier war es, wo sich meine Eltern kennenlernten. Kinder genießen das Vorrecht, ihre Eltern loben zu dürfen, ohne unbescheiden zu erschei-

Bildnis der Caroline Müller geb. Jeanmaire, der Mutter der Marie Müller. Privatbesitz.



nen, und ich sage nicht zu viel, wenn ich es in die Worte fasse: „Meine Mama hatte die Anmut und Leichtigkeit einer Französin und dabei die Reellität einer Deutschen.“ Diese Elemente, in einem Charakter verschmolzen, gaben ein schönes Ganzes. Was Wunder, wenn mein Papa es bald heraus hatte, daß hier ein Wesen sei, wie es uns nicht alle Tage begegnet. Daß meines Papas Persönlichkeit eine liebenswürdige war, haben alle empfunden, die mit ihm verkehrten. Er hatte etwas Bestimmtes, und wir Kinder mußten ihm auf den Wink gehorchen; auch heftig konnte er sein, wie es vielen lebhaften Naturen eigen ist. Meine Mama aber wußte dann im richtigen Augenblick zu schweigen, und darin liegt vielfach das Glück einer Ehe. Wir hatten ein schönes Familienleben; es war damals noch nicht das hastige Drängen nach vorwärts. Der Kampf ums Dasein ist ein Wort, welches man damals noch nicht kannte.

Unser Haus⁶, welches wir bewohnten, war nicht groß, aber sehr behaglich und wohnlich ausgestattet. Es ist die Art von Häusern, wie man sie häufig in alten Reichsstädten findet; die Giebelseite nach vorne gekehrt dem Marktplatz zu. Außer dem Erdgeschoß waren es noch zwei Stockwerke. Eine Treppe hoch war das geräumige Wohnzimmer mit Erker, daneben das Schlafzimmer der Eltern, die Küche und neben dieser das „hintere Stübchen“.

Bildnis des Kaufmanns Justin Heinrich Müller (1799–1847), des Vaters der Marie Müller. Privatbesitz.



Johann Baptist Pflug (?), Der Biberacher Marktplatz. Aquarell. Privatbesitz. Das Haus mit dem Erker genau hinter dem Marktbrunnen ist das Elternhaus Marie Müllers. – Eine sehr ähnliche Ansicht (in: Gerd Maier, Biberach. Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1972) ist 1816 datiert.





Christian August von Landerer (1800–1875) als Dekan von Ulm, in: Hans Eugen Specker, Ulm im 19. Jahrhundert, Ulm 1990.

Das hintere Stübli wurde zu allem Möglichen benutzt. Hier saß die Nätherin, da wurde auch gebügelt und Sonstiges hantiert. Was mich aber am meisten zum hinteren Stübli zog, das war, wenn meine Mutter etwa buk, und darin war sie Meisterin. Da bestieg ich nun meinen Käfig, bestehend aus einem ledergepolsterten Backensessel. Dahin kniete ich und half der Mutter. Der Zucker mußte damals erst auf dem Reibeisen gerieben werden; ich durfte Rosinen oder Anis belesen, kurz, ich war sehr beschäftigt. Gewöhnlich bekam ich vom Teig so viel, daß ich mein eigenes „junges Küchle“ machen konnte. Doch ich darf nicht im hinteren Stübli sitzen bleiben, denn oben sind noch mehr Gelasse. Wiederum das gleiche Erkerzimmer wie unten, und zwar als „Visittenstube“ benützt. Daneben das Gastzimmer und nach hinten eine Stube, wo die Kinder schliefen. Endlich noch eine Vorratskammer mit der Hutzeltruhe; geräuchertes Fleisch und Schinken hatten da auch ihren Platz, der Kühle halber. An den Wänden aber waren sogenannte Schanzen, auf denen war von der Großmutter Müller Zeiten noch wunderschönes Zinngeschirr, auch altertümliches Porzellan und Kupfer.

Ganz oben waren die Bodenräume, die Bühne genannt, die Kammern und der Heuboden. Hier oben war auch, wohin ich mich immer an das Gie-

belfenster aufpflanzte, wenn auf dem Marktplatz irgendeine Vorstellung gegeben wurde, z. B. wenn der Seiltänzer Knie seine Kunststücke auf dem kleinen und großen Seil preisgab. Oder am Fronleichnamstag, da war auf dem Markt vor unseren Fenstern ein großer Altar errichtet, weitere Altäre waren an allen Stadttoren errichtet; die Prozession machte an jedem Altar halt, die Messe wurde gelesen und die Gemeinde fiel auf die Knie nieder, während alle Glocken zusammen läuteten und Salven gegeben wurden.

Nicht leicht in einem Haus wird wohl so viel Gerümpel an altmodischen Möbeln, Büchern mit alten Holzschnitten, alte Zeichnungen, Raritäten aller Art aufgehäuft sein, wie auf unserer Bühne. Ganze Nachmittage kустerten wir da herum. Auch ein Waldhorn, eine Flöte, eine Geige war von Papa noch da. Welch ohrenzerreißende Musik von uns Kindern da zu Tage gefördert wurde, kann man sich denken.

Ich bin übrigens ganz vom Thema abgewichen; bevor ich mich's versah, zogen diese Kinderszenen an mir vorüber. So muß ich denn wieder zurückgreifen auf die Zeit, da meine gute Mama als junge Frau ins wohlbegründete Haus einzog. Alles war dort noch gerade so vorhanden, wie es die „Frau selig“ verlassen hatte. Auch das Gebetbuch, aus welchem die Hausfrau ihre Andacht verrichtete hatte. Und dies sind eben die zwei Bände: „Neuhofers Morgen- und Abend-Betrachtungen!“ Du liebes Buch, wie erinnerst du mich an meine gute fromme Mama, wenn sie mit uns Kindern aus diesen Blättern betete. Nicht alle Tage konnte dies sein, denn wo kleine Geschwister sind oder schulpflichtige, da ist eine regelmäßige allgemeine Hausandacht nicht möglich, obgleich es ja Familien gibt, wo dies eingehalten wird. Aber nicht in aller Menschen Natur und Wesen ist es gegeben, sein Bestes und Innerstes so in Gemeinschaft mit Fernerstehenden herauszukehren. Wenn Mama uns Kinder machmal zu ihrem Gebet beizog, so war es sozusagen im stillen Kämmerlein, und dies hinterließ uns mehr Eindruck als ein täglich laut abgemachtes Betgeschäft. Es wäre uns aber auch undenkbar erschienen, einschlafen zu können, wenn nicht die gute Mutter allabendlich an unser Bettlein gekommen wäre, um uns noch beten zu lassen. Papa hatte in Glaubenssachen eine ziemlich freie Richtung, aber daß dennoch ein frommer guter Kern in seiner Seele lag, das zeigten viele seiner Äußerungen und Taten. Ich schlage nie den 11. November in diesem Buch auf, ohne seiner in Liebe und Wehmut zu gedenken. „Dernière prière“ schrieb Mama darüber. Es war sein letztes Gebet, das ihm seine treue Lebensgefährtin auf seinem Krankenlager lesen durfte. Im gleichen Monat wurde er von uns genommen. Es war im Jahr 1847, den 28. November, abends 8 Uhr. Meine arme Mama, mein Bruder, der noch ein Knabe war, und meine kleine Schwester und ich umstanden sein Sterbebett.

Anno 1848 zogen wir nach Ulm. Mama wollte ihrer Schwester, deren Mann längst als Dekan am Münster nach Ulm versetzt war, wieder näherkommen. Auch erheischte es Felix' Weiterbildung,



Heinrich Becker, der Gatte Marie Müllers, 1850 gezeichnet von dem Heilbronner Maler, Porträtisten und Lithographen Emil Orth. Privatbesitz.

das Realgymnasium dort zu besuchen. Mir aber war ein anderer Lebensweg angewiesen, Heilbronn sollte meine neue Heimat werden. Als im März 1850 meine Aussteuer gepackt wurde, erbat ich mir von Mama die Neuhoferschen Bücher zur Mitgift, die hielten mit Einzug ins neue Heim; und wenn ich nicht mehr bin, so haben sie schon ihren Herrn, und das ist mein Max.

Erster Unterricht bei Hauslehrern, Zeichnen bei Maler Göser, Musizieren bei Herrn Bucher

Ich bin im Jahre 1830, den 9. November, in Biberach geboren. Meinen ersten Unterricht bekam ich in Gemeinschaft mit meinem Spielgenossen Felix v. Mayer, von uns Felix Stadtschultheiß genannt, weil sein Vater⁷ dieses Amt bekleidete. Als der Elementarunterricht hinter mir lag, übernahm mein Onkel Landerer meine Weiterbildung. Geschichte, Geografie und deutsche Sprache hatte mein gleichaltriges Bäschen Caroline Landerer und ich bei Onkel, französischen Unterricht von Tante Landerer. Den Rechenunterricht behielt Herr Bodamer bei (Schullehrer in Biberach). Zeichenstunde bekam ich mit anderen Mädchen bei Maler Göser⁸. Des Meisters Werkstatt befand sich neben der Wohnstube, da schuf er Ölbilder, meist Altarblätter für katholische Kirchen bestellt. Häufig gin-

gen katholische Geistliche aus und ein. Wir saßen in der Wohnstube und trieben unsere Kunst, von Göser angeleitet. In einer Ecke stand das mit grüner Ölfarbe angestrichene Klavier, auf welchem Frau Göser ihre Nudelkuchen ausbreitete, um sie zu trocknen.

Unsere Gesellschaft hegte den Wunsch, in Bleistift portraitiert zu werden, und eines der Mädchen trug die Bitte Herrn Göser vor. Da mußte dann eine nach der andern sitzen, und jubelnd brachte jede ihr Konterfei den Eltern nach Hause. Man tat sogar meinem Bild die Ehre an, es einrahmen zu lassen, und ich verehrte es meiner Großmutter Jeanmaire Landerer.

Kinder genießen ohnedem in einer kleinen Stadt mehr Freiheit als in einer Großstadt. Ich meine aber, wir hätten doch eine ganz besonders schöne Jugend gehabt. Wenn ich wir sage, so sind die Landererschen Kinder miteingerechnet. Wir sechs Kinder und zwei Mütter bildeten sozusagen ein Ganzes. Wenn immer thunlich, kleideten sich diese beiden Schwestern ganz gleich, und so wurde es auch mit uns Mädchen gehalten. Carolin und ich waren den ganzen Tag beisammen, wir waren ein Herz und eine Seele. Ohne Händel läuft es bei Kindern nie ab, aber das dauerte nie lange. Vormittags wurde studiert, nachmittags wurden Handarbeiten gemacht, besonders fleißig gestrickt.

Meines Musiklehrers möchte ich auch gedenken. Herr Bucher, ein altes gutes Haus mit einer fuchsigigen Perücke, war nicht immer so gesetzt, wie er sich später präsentierte. Er hatte in jungen Jahren viel Durst, und wenn er dann allabendlich seinen Rausch nach Hause brachte, keifte und schrie seine Frau in ihn hinein, und das gab Händel; die Trunksucht aber machte immer größere Fortschritte. Da nahm der liebe Gott die Frau von dem Häuflein Kinder und dem Mann weg, und eine Base erbarmte sich der Verwaisten und zog ins Haus. Als nun mein Herr Bucher nach alter Gewohnheit wieder seine Brändlein heimbrachte, empfing sie ihn immer ganz freundlich. Den andern Morgen aber, wenn er nüchtern geworden war, wusch sie ihm ganz gehörig den Pelz und wußte den Herrn Vetter so an der Ehre zu packen, daß er alles Gute versprach. Und wirklich war es ihm auch ernst mit der Besserung. Dann und wann vergaß er sich noch einmal, aber nur selten, und ein Wort von der Frau Base Schmelz genügte, um aufrichtige Reue in seinem Herzen zu bewirken. Dafür hielt er aber auch große Stücke auf sie, und seine Behauptungen waren immer mit dem Refrain begründet: „Mei Frau Bas hat's au g'sagt!“

Guter Bucher! Du hast viel Geduld mit mir gehabt, nur habe ich leider bei Dir nie vom Blatt spielen gelernt. Wohl mahnte er: „Maarile, schauet se auf d'Notte“; aber im nächsten Augenblick spielte er mir das Stück vor, und ich spielte es aus dem Gehör nach. Wozu also noch auf die Noten sehen?

Herr Bucher war katholisch und Organist in seiner Kirche. Wie oft saß ich sonntags neben ihm auf dem Orgelbänkle und half an den Registern ziehen. Die schöne Kirchenmusik und der Gesang während des Gottesdienstes zogen mich mächtig an. Wenn



Bildnis des Malers Karl Göser (1803–1858). Privatbesitz.

dann der Priester zwischen hinein die Messe im singenden Ton vortrug und der Chor einfiel, oh, das war schön und erhebend. Ich habe davon manches in Erinnerung bewahrt und auf dem Klavier nachgespielt.

Etwas Komisches muß ich aber doch noch erzählen. Als ich als 15jähriges Mädchen von 1845 auf 1846 in Ulm auf der „Universität“ war, schrieb mir Mama eines Tages: „Dein Herr Bucher ist recht krank, er wird wohl sterben.“ Einem Musiker, sagten sich seine Kunstgenossen, muß auch am Grabe etwas Würdiges noch geboten werden; er soll einen besonders schönen, eigens auf ihn komponierten Grabgesang haben, und Herr Wittlinger, auch Musiker, erbot sich, eine Todeshymne zu komponieren. Der Tod steht vor der Türe und übers Knie läßt sich so etwas nicht abrechnen, wenn der ernste Moment eintritt. Also, Herr Wittlinger setzt sich hin und fördert eine musikalische Schöpfung für Orchester und Gesang zu Tage. Es wird eingeübt und geht gut. Wer aber nicht zum Sterben bestimmt ist und sich wieder erholt, das ist mein Herr Bucher. Umsonst nun aber sollte das Stück nicht einstudiert sein, meinten die Freunde, das tragen wir ihm jetzt vor. Gesagt, getan. Ganz ergriffen von solcher Aufmerksamkeit fand der gute Mann kaum genug Worte des Dankes und der Anerkennung und brach in Tränen aus. „Was weinst denn, Bucher“, sagte einer aus dem Kreis, „sei froh, daß du des no lebendig mit anhörst.“ „Freile, freile“, sagte der Chorus. Dabei liefen aber auch ihnen die Tränen herunter.

Ein anderes Stückchen von meinem Herr Bucher habe ich noch zu erzählen. In Biberach, wo der

Schnee mehr zu Hause ist als bei uns, profitiert man von ihm und macht häufig Schlittenpartien. Vornehme haben ihre eleganten Schlitten mit Pelzdecken; wenn aber Liederkränze und dergleichen Gesellschaften Ausfahrten machten, da wurden eine Reihe Holzschlitten hintereinander gebunden, mit Strohsäcken belegt und lustig geht's in die Winterkälte hinaus. Schammach, ein Dorf gegen Riedlingen, war meist das Ziel der Fahrt. Auf einem solchen Schlittenzug saß einst auch Freund Bucher fröhlich mit seinen Genossen. Als es aber um eine Ecke ging, nahm der Fuhrmann den Umrank gar zu scharf, so daß es die hintersten Schlitten weit hinaus schlenkerte. Der arme Bucher verlor das Gleichgewicht, und weit im Bogen schleuderte es seinen Hut samt Perücke in alle Lüfte. Blut und bloß saß der Mann da. „Jesses, Maria und Joseph“, schreit er: „Mei Perückä, mei Perückä!“ Aber schon hatte die liebe Straßenjugend das Objekt ergriffen und überbrachte es jubelnd dem Besitzer.

Erlebnisse im „Haberhäusle“, den Bierkellern von Biberach und beim Maler Pflug

An freien Nachmittagen ging man ins Haberhäusle, einen Wirtschaftsgarten in Birkendorf, der an der Riß liegt. Naturwüchsig, wie man war, nahm man keinen Anstand, uns hier auch baden zu lassen. Wie schmeckten nachher die „Straubetzen“ so gut, die die Wirtin vortrefflich zu machen verstand. Wir waren viel in der Luft; abends machte man Spaziergänge oder man besuchte einen Bierkeller¹⁰, davon es viele in Biberach gibt. Da war es nun ganz besonders lustig für uns Kinder. Entweder sprangen wir herum oder wie hielten uns in der Nähe der Musik auf. Diese war zum großen Teil aus Männern zusammengesetzt, welche außer ihrem Instrument irgendeinen Beruf hatten, Handwerker aller Art. In dem Posaunenbläser erkannte ich einen Tuchscherer; der, welcher den Klingelbaum und die Zinntrommel führte, war ja der Knopfmacher hinter unserem Haus, und der Flötenbläser war der Seckler uns gegenüber. In den Pausen ging es sehr heiter unter diesen Männern her; sie tranken ihre Schoppen und machten Witze dazu. Einer, ein starker Schnupfer, füllte sich eine Centifolie mit Schnupftabak und führte diese als höchste Potenz von Genuß an seine Nase. Uns Kindern war dies alles sehr interessant.

Den Genremaler Pflug¹¹ besuchten wir auch oft. Er rückte dann mit seinen Räuberbildern heraus. Da war der Schwarze Vere, der im Gefängnis vom Blitz erschlagen wurde, die Schwarze Lisel, der Schöne Fritz, der Einäugige Fidele und wie sie alle hießen. Dabei erzählte er uns allerlei von dieser Bande.

Pflug hatte diese Leute oft im Gefängnis besucht und sie dabei aufgenommen. Es war im Jahr 1819. Auf allen Tortürmen saßen damals Gefangene, die jener berühmten Bande angehörten, welche Oberschwaben jahrelang in Angst und Schrecken

hielt. Der Anführer und Schlimmste saß in Ketten in dem Ehinger-Tor-Turm. Gustav Schwab schildert die Schreckensnacht, welche diesem Sünder ein jähes Ende machte, mit folgendem Gedicht:

„Der Sünderthurm in Biberach!

Anklopft das Wetter unter Sturm
Zu Biberach am Sünderthurm.
Die Wölbung bebt vom Widerhall,
Die Eisenstäbe zittern all.

Es blitzt so hell, es kracht so schnell:
Da liegt auf Stroh kein Diebsgesell,
Dem in der schwarzen Feuernacht
Nicht das Gewissen lodernd wacht.

Ein jeder Blitz weckt eine Tück',
Ein jeder Knall ein Bubenstück.
Sie warfen auf die Knie sich,
Und flehn und weinen bitterlich.

Ein Mörder nur ohn' all's Gebet
In Ketten angeschmiedet steht,
Ein eisern Band den Leib umflieht,
Er kann nicht knien, er thät's auch nicht.

Er rasselt an der Wand voll Wuth,
Wie wohl ein Wolf im Käfig thut;
Er flüstert: „Bald bin ich befreit!
Blitz Element! Jetzt ist es Zeit!“

Aus einer Falte seiner Haut
Schlüpft eine Feil', eh's einer schaut:
„Jetzt feil' ich in der dunklen Nacht,
Ich feile, weil das Wetter kracht!“

Ihr Narren, betet nur und heult,
Derweil mein Ring wird durchgefeilt!
Eu'r Winseln bittet euch nicht los,
Doch ich, bald wandl' ich kettenbloß,

Dem Richter, dem Gesetz zum Spott!
Noch einen Strich – Dann Trotz dir Gott!
Ja wett're nur, ich feil', ich feil'!
Da fliegt der Blitz, der Flammenpfeil.

Da feilt der Strahl den Ring durchein,
Er feilt bis in das Herz hinein,
Der Mörder krümmt sich wie ein Wurm,
Der Donner schüttelt an dem Thurm.

Die Andern hat verschont der Schlag,
Und nur als schwarze Schlacke lag
Mit Ketten und mit Eisenband
Verschmolzen, Einer an der Wand.“

Wenn man von Biberach nach Warthausen geht, mußte man früher dies Ehinger Tor passieren. Jetzt ist es längst gleich allen anderen Toren abgebrochen. Ich habe aber aus meiner Kindheit den Turm nie anders als mit dem klaffenden Riß gekannt, der

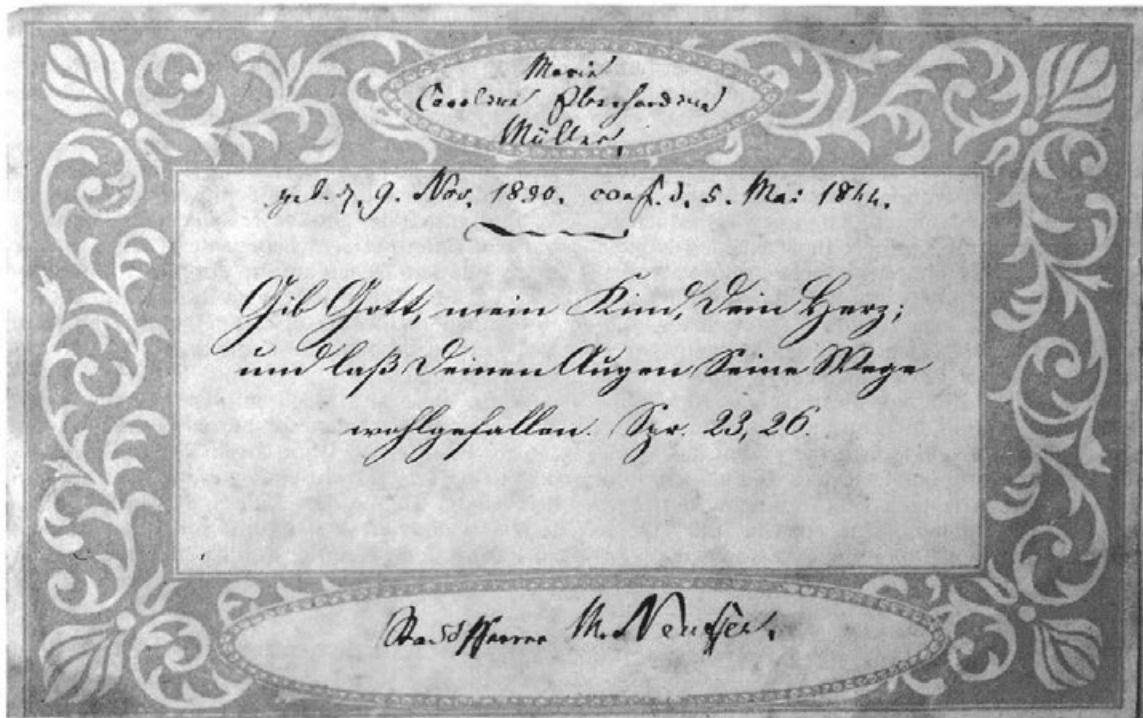
mittendurch, der Länge nach, herunterging seit jenem Gewitter. In der gleichen Richtung weiter außen, links ab von der Landstraße, liegt der Katholische Gottesacker. Außerhalb der Kirchhofmauer in einer Ecke erhebt sich ein Grabhügel. Man sagt, es sei das Grab des Schwarzen Vere.

Von der Art der Biberacher, Komponist Knecht, Wegzug der Familie Landerer und mein Schulwechsel als Folge davon

Die Biberacher hatten von jeher einen gesunden Humor. Es ist ein Schlag Menschen, wie man sie hierzulande nicht trifft. Derb, sogar oft grob, aber das Herz auf dem rechten Fleck und stolz auf ihre Vaterstadt. Zu jener Zeit hingen die Biberacher noch mit großer Zähigkeit am Altherkömmlichen, man merkte ihnen die Reichsstädter an und Neuerungen waren ihnen zuwider. Biberach gehörte bekanntlich als Reichsstadt zu Österreich. Als sie nun später württembergisch wurden, ließen sie dies nur mit Widerwillen über sich ergehen. Ein sprechendes Beispiel, wie der Biberacher sich nur in der eigenen Vaterstadt wohl fühlte, war der Komponist Knecht,¹² von welchem manch schöner Choral herrührt, unter anderem: „Herr, Dir ist niemand zu vergleichen.“ König Friedrich erkannte den Wert dieses Mannes und zog ihn mit glänzenden Anerbietungen nach Stuttgart. Knecht willigte ein, aber kaum war er übergesiedelt, so erklärte er, weder pekuniäre Vorteile noch Ehre gelten ihm etwas, wenn er damit zugleich seine Heimat aufgeben müsse. Er kehrte zurück und blieb bis zu seinem Ende in Biberach.

Im Jahr 1840 traf mich der erste Trennungsschmerz. Mein Onkel Landerer war als Dekan nach Ulm ernannt; nun sollte ich meine liebe Carolin verlieren. Als der Hausrat gepackt wurde, schlief und aß die ganze Familie Landerer bei uns; das war freilich recht schön. Aber eines Morgens schlug die Abschiedsstunde, und heiße Tränen wurden da geweint. Ich sehe noch meinen Vetter August¹³, der später Präsident in Ravensburg, zuletzt Ministerial-Präsident in Stuttgart war, wie er sich das Ansehen der Standhaftigkeit geben wollte, und doch wischte er sich immer ganz verstohlen mit der Hand über das Gesicht. Ein Taschentuch tat er nicht heraus, man hätte ja sonst gemeint, er weine – und das tun Buben nie.

Mit diesem Wechsel trat auch in meinem Leben ein neuer Abschnitt ein. Ich wurde nun der Volksschule einverleibt, eine andere gab es nicht. Anfänglich traf ich nicht die richtige Stellung zu den übrigen Mädchen, ich sprach besser und hatte in manchem eine andere Art; dies zog mir den Spott der Mitschülerinnen zu. Als ich dies merkte, tat ich mir Zwang an, mehr in ihre Art und Weise einzugehen, und nun machte sich die Sache. Zweierlei Sprachen freilich mußte ich mir halten, die populäre für die Schule, die bessere für zu Haus, denn sonst gab es Zank bei den Eltern, wenn ich mit meinem Biberacher Jargon herausrückte.



Konfirmationsspruch der Marie Müller aus dem Jahre 1844. Privatbesitz.

Bei einem solch lebhaften Naturell, wie ich es hatte, mußte mir notwendig dies und das passieren. Einst entdeckten wir auf der Bühne eine altertümliche Bank. Wir sprangen zu Mama und baten um Erlaubnis, sie herunterschaffen zu dürfen. Das Möbel war aber sehr staubig, und so warfen wir dasselbe in den Bach¹⁴, der vor unserem Haus vorüberfloß, um es zu putzen. Die Bank staute sich, ich drückte; plötzlich gibt das Wasser nach und ich stürzte kopfüber hinein. Mir kam die Zeit, die ich da unter Wasser verbrachte, wie eine Ewigkeit vor. Die Augen hatte ich offen, ich sah alles, konnte mir aber keine Hilfe geben. Ich fühlte noch, wie ich den Atem krampfhaft an mich hielt, bis mich meine Mutter, die auf das Geschrei der Kinder herbeilief, herauszog.

Zum Spiel fand sich immer ein Rudel Kameradinnen auf der Straße zusammen. Als ich nun eines Tages eine davon, Amalie Wechsler, dabei vermißte und es hieß, die sei krank, springe ich zu ihr aufs Zimmer, um nach ihr zu sehen. Sie lag zu Bette. Wie ich aber ins Zimmer trete, fährt ein Köter unter dem Bett vor und beißt mich in die Wade. Mein Schreck war groß. Man sprang und holte Frau Wechsler. „Dem Hund müssen Haare ausgerauft werden“, schrien die Mägde und machten sich über den roten Rattenfänger her, der natürlich nach ihnen schnappte. Glücklicherweise hatten sie ihm eine Locke entronnen. Diesen Haarwisch banden sie mir auf die Wunde, „dann werde es nicht böse“, sagten sie. Die Sache hatte auch, wie man sieht, keine schlimmen Folgen, denn gottlob, die Hundswut hab ich nie bekommen.

Meine Schulstiege bin ich auch einmal schneller herunter gekommen, als ich die Absicht hatte. Es waren zwei hohe, steile Treppen; unser Schulzimmer lag im zweiten Stock. Der Unterricht war zu Ende und ich konnte nicht erwarten, wieder frische Luft zu riechen. Als erste in der Bank stund mir kein Hindernis im Weg, rasch hinauszukommen. Ich springe der Treppe zu, verfehle aber gleich die erste Stufe und fliege, mich überstürzend, weiter hinab, als der erste Podest war. Da war kein Aufhalten mehr. Fort und fort ging das Raderschlagen, bis ich unten angekommen war, zwei Stock hoch herab. Betäubt raffte ich mich auf, nahm alle Kraft zusammen und schaute mich um. Keine der Mitschülerinnen erschien noch auf der Treppe. Niemand also hatte bemerkt, daß ich die Stiege heruntergefallen war. Das war mir die Hauptsache. Auch zu Hause tat ich nicht als wenn und ob; aber alteriert muß ich doch gewesen sein, denn ich hielt für gut, mich auf den Heuboden zurückzuziehen, um mich dort etwas zu erholen. Summa summarum: Mein Schutzgeist hatte immer reichlich Arbeit, mich zu beschützen.

Vom Urgroßvater Johann Michael Müller, Konditor und Spezereihändler

Ich habe weiter vorne eine Beschreibung meines Vaterhauses gegeben, doch erwähnte ich des Erdgeschosses nur im allgemeinen. Rechts vom Hauseingang war ein Gelaß, nach der Straße hin mit

Flügeltüren versehen. Dies war ursprünglich der Laden meines Urgroßvaters Johann Michael Müller, Konditor und Spezereihändler¹⁵, wie heute noch auf einer kleinen Kupferplatte graviert zu lesen ist, die, wenn ich recht weiß, in Max' oder Richards Besitz ist.

Zu jener Zeit war der Kaffeegenuß noch ein großer Luxus; er war damals noch sehr teuer, und nur reiche Leute konnten sich diesen Verbrauch erlauben. Wenn nun Ärmere in den Laden kamen, um Kaffee zu kaufen, putzte mein Urgroßvater dieselben derart herunter und hielt ihnen ihren Übermut vor, daß sie kein zweites Mal begehrten, Kaffee zu verlangen. „Esset Ihr Euer Morgensupp!¹⁶“ sagte er, „anstatt Kaffee trinken zu wollen.“ „Ein sonderbarer Kaufmann!“ so muß man unwillkürlich ausrufen. Und doch muß der Johann Michael seinen Vorteil verstanden haben, denn der Wohlstand zog ins Haus ein. Es ist jene Zeit gar nicht mit der unsrigen zu vergleichen. Von demokratischem Geist wußte man damals noch nichts. Der Niedere ließ sich von dem Höheren etwas sagen, ohne beleidigt zu sein. Beim Licht betrachtet, hatte der Urgroßvater auch recht. Der Mann oder wer es sonst war behielt auf diese Weise sein Geld in der Tasche und wurde doch satt von seiner Suppe; das sah er vielleicht dann selbst ein.

Durch die hintere Haustüre ging es in einen Hof, wo der Pferdestall, Holzräume, Waschküche und dergleichen war. Auch ein Gewölbe, welches aber im Nachbarhaus ist, gehört zum Müllerschen Anwesen. Das war das Gewölbe des Johann Michael für seine Waren. Und dann geht's durch ein Pförtchen hinaus nach dem Zuckerhof, weil hier die Güterwagen abgeladen wurden, die dem Urgroßvater Zuckerhüte brachten. Jetzt ist es ein schmutziger Hof voll Dungstätten.

Vom Großvater Müller, dem Hospitalverwalter und Senator zur Franzosenzeit

Das Müllersche Anwesen blieb nach dem Tod des Johann Michael wohl in der Familie; indessen scheint es mein Großvater in jüngeren Jahren nicht bewohnt zu haben. Erst später, als er sein Amt als Hospitalverwalter niederlegte und nur noch Senator war, bezog er wieder das elterliche Haus am Markt. Ich schließe dies aus Erzählungen meines Papas. Bis dahin bewohnte die Familie die städtische Amtswohnung, welche dem Hospitalverwalter zukam. Es war ein idyllisches Eckchen im Hospitalhof, von einem Blumengarten umgeben. Dies war so ganz, was mein Großvater liebte. Er hatte eine ausgesprochene Liebhaberei für Botanik; alte Leute in Biberach erzählten mir, welch seltene Blumen und Pflanzen der Herr Senator gepflegt habe. Noch einen Garten hatte er außerhalb der Stadt und ein Baumgut gegen Mittelbiberach hin. Sein Amt scheint ihn nicht derart in Anspruch genommen zu haben, daß er nicht dabei hätte diesen Liebhabereien frönen können. Und doch war sein Amt ein immerhin verantwortungsvolles, denn nächst

dem Nürtinger Spital hat Biberach den reichsten Spital im Lande. Ob es noch so ist, weiß ich nicht.

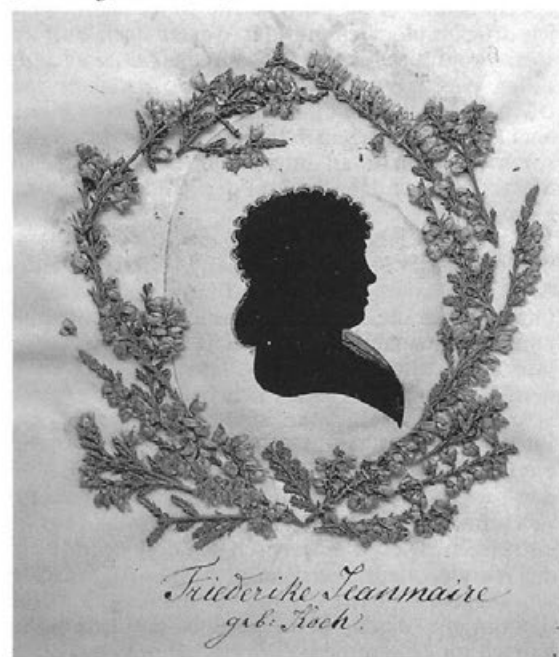
Eine alte Magd, welche meinen Papa als kleines Kind auf den Armen getragen, erzählte mir manches aus jenen Tagen. Es war Kriegszeit. Die Franzosen waren in der Stadt und plünderten. Eines Tages drangen sie auch beim Herrn Hospitalverwalter ein und forderten ihm den Schlüssel zur Kasse ab. Tapfer hat sich der Großvater da gewehrt, und nur mit Not rettete er sein Leben, denn ein Franzose drang mit dem Degen auf ihn ein. Einen Bajonettstich bekam er aber doch noch in die Hüfte, bevor Hilfe noch rechtzeitig erschien. Seine Frau samt Magd und Kind hatte der Großvater im Keller verborgen gehalten.

Wenn diese alte Magd mir von meines Papas Kinderjahren erzählte, so sprach sie immer vom „Justin Heinriche“. Ohne Zweifel konnten die Eltern damals noch nicht einig werden, welcher von den beiden Namen der „Rufname“ werden sollte. Indessen scheinen sie sich für Heinrich entschieden zu haben, denn Heinrich Müller hieß er vor aller Welt.

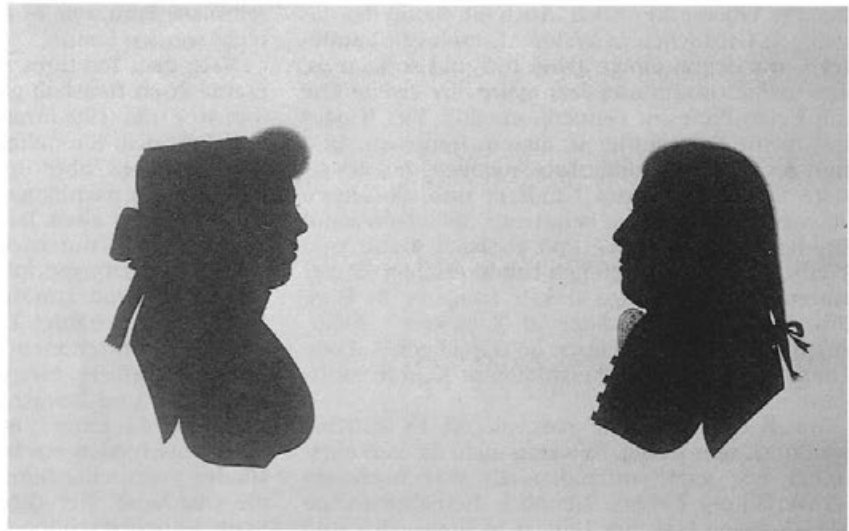
Die Schicksale meiner Großmutter Friederike Koch aus Walddorf, Oberamt Tübingen

Meine Großmutter mütterlicherseits war zweimal verheiratet. Ein junger Theologe Jeanmaire war Hofmeister¹⁷ ihrer Brüder. Hier war es, wo sich das junge Paar kennenlernte und sich die Tochter des Hauses mit dem sehr braven jungen Mann ver-

Bildnis der Großmutter Friederike Jeanmaire. Tuschezeichnung. Privatbesitz.



Die Großeltern Marie Müllers, Friedrich Jeanmaire und seine Gattin Friederike geb. Koch. Tuschezeichnung. Privatbesitz.



lobte. Er war Franzose, hatte also auch seine Anstellung als Geistlicher von dort zu erwarten. Bavans, ein Dorf bei Montbéliard¹⁸, war die Gemeinde, die ihm zufiel, und dorthin holte er seine Braut heim, Friederike Koch von Walddorf, Tochter des Wildmeisters¹⁹ Koch. Unter Herzog Carl war dieser Titel, was jetzt Oberförster oder Forstmeister heißt.

Zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen dieser Ehe. Der älteste Sohn Louis, dann eine Tochter Friderique, dann meine Mama Carolin und ein Sohn Henri. Aber ehe noch die Erziehung der Kinder vollendet war, starb der Vater von Weib und Kindern weg. Es war eine schwere Zeit für meine arme Großmutter. Die Napoleonischen Kriege verschlangen so viel Geld, daß man zu der Zeit keine Notiz von einer Pfarrwitwe mit ihren Kindern nahm. Sie erhielt keine Pension und dazu kam das sogenannte „theure Jahr“²⁰, wo eine solche Hungersnot war, daß Seuchen ausbrachen. Unsere Mama erzählte uns manchmal aus dieser trüben Zeit, wie hohläugige ausgehungerte Gestalten vor die Türe kamen und um ein Stückchen Brot baten, und ach, man hatte selbst beinahe nichts im Haus. Brot war sehr teuer. Die Leute suchten sich Brennesseln in den Straßengräben, diese kochten sie ab, ohne Fett, und stillten ihren Hunger damit. Es hatte in jenem Jahr so viel geregnet, daß das Korn auf dem Feld verdarb. Das Mehl, welches daraus gemacht wurde, war so schlecht, daß es gar nicht standhielt, wenn man Teig daraus machte. Es lief im Ofen auseinander wie Brei, so wenig Wasser man auch dazu genommen hatte. Nährwert hatte es gar keinen; alle Kraft war vom Regen ausgewaschen. Mit den übrigen Gewächsen stand es ebenso schlecht. Niemand mehr machte ein Geheimnis aus seiner trostlosen Lage. Aber eine Witwe trug doppelt schwer. Der Vater und Ernährer war fort.

Meine Großmutter hatte von ihrem Vater wohl einiges Vermögen mitbekommen; aber davon sollten die Söhne studieren, die Töchtererziehung be-

stritten werden, die täglichen Ausgaben gedeckt sein. Meine Mama erzählte mir, wie sie als Kind oft den Kummer auf der Mutter Gesicht gelesen habe. Aber auch wunderbar hat der liebe Gott dieser Frau durchgeholfen.

Der Vater meiner Großmutter, welcher mittlerweile ein alter Herr geworden und seiner großen Ökonomie nicht mehr recht nachkommen konnte, schlug seiner Tochter vor, zu ihm nach Deutschland zurückzukehren und die Last des Haushalts mit einer noch unverheirateten Schwester Jakobine zu teilen. Und so entschloß sich denn meine Großmama zu diesem Schritt. Ihre beiden Töchter nahm sie mit nach Deutschland, die Söhne aber blieben in Frankreich zurück, wo sie beide Theologie studierten. Louis, der Ältere, von sehr sanfter, frommer Gemütsart, wurde, seinem Geschmack entsprechend, Geistlicher auf dem Land und hat viele Jahre segensreich in seiner Gemeinde „Magni Dagnigon“ gewirkt. Henri, der jüngere Bruder, ein echter Franzose, rasch in der Auffassung, liebenswürdig in all seinem Tun, war Stadtpfarrer in Montbéliard und später Konsistorialpräsident, geachtet im Leben von allen und aufrichtig beweint bei seinem Tod von denen, die ihn kannten und liebten. Weil er der deutschen Sprache mächtig war, so wandte man sich im Kriegsjahr 1870/71 oft an ihn; er war da immer der Vermittler und Friedensstifter zwischen den zwei feindlichen Nationen während der Besatzung. Dieser Bruder und meine Mama hingen mit ganz besonderer Liebe aneinander. Sie standen sich auch im Alter am nächsten.

Ich greife nun zurück auf die Zeit, da meine Großmutter wieder nach Walddorf zog. Die beiden Töchter Friderique und Carolin waren zeitweise in Stuttgart bei Hofökonomierat Kochs. Madame Koch war auch von Montbéliard und ihr Mann der Bruder meiner Großmutter. Dort besuchten die beiden jungen Mädchen verschiedene Unterrichtsstunden; auch auf der Guitarre und im Gesang hatte meine Mama Unterricht. Mittlerweile starb

der alte Wildmeister Koch. Auch die Gattin des damaligen Geistlichen in Walddorf, Professor Landerer²¹, war schon einige Jahre tot, und so kam es, daß meine Großmutter Jeanmaire ihre zweite Ehe mit Herrn Professor Landerer einging. Vier Kinder traf meine Großmutter in diesem Hause an. Und nun geschah das Wunderbare, nämlich, daß der älteste Sohn des Hauses Landerer und die älteste Tochter Jeanmaire sich heirateten. Sie waren somit Bruder und Schwester und zugleich Mann und Weib. Die vier angetretenen Landererschen Kinder waren der nachmalige Dekan Landerer in Ulm, Professor Albert Landerer in Tübingen²², Medizinalrat Heinrich Landerer in Göppingen²³, Lotte Landerer, Gattin des Oberstudienrat Kapf in Stuttgart.

Im allgemeinen reiste man zur Zeit, als ich Kind war, noch sehr wenig. Es waren nicht die Verkehrsmittel wie jetzt vorhanden. Es war noch ein schwerfälliges Reisen. Dennoch besuchte meine Mama einige Mal ihre Heimat in Frankreich und nahm mich mit. Damals sah ich die erste Eisenbahn, es war zwischen Mühlhausen und Thann, d. h. ich fuhr selbst darauf. Bei uns gab es damals noch keine Eisenbahnen. Was aber bei uns Kindern immer den Glanzpunkt im Jahr bildete, das waren die Wochen, welche wir alle mit Mama bei den Großeltern in Walddorf verbringen durften. Morgens um 3 Uhr fuhr man ab von Biberach, in Urach wurde Mittag gemacht, und abends gegen 6 Uhr tauchte die Kirchturmspitze von Walddorf auf.²⁴ Ein gastliches Pfarrhaus in vollstem Sinn. Besonders aber in den Ferien, wo die studierenden Söhne ihre Freunde mitbrachten, verheiratete Töchter mit ihren Kindern und Gatten kamen, Bäschen von auswärts sich einfanden, da war oft ein Zusammenfluß von Menschen, dem bloß eine umsichtige,

selbstlose Frau, wie es meine Großmama war, gerecht werden konnte.

Nach dem Tod ihres zweiten Mannes gab Großmama ihren Haushalt ganz auf. Sie zog von Walddorf weg und teilte ihren Aufenthalt zwischen Ulm und Biberach. Sie nahm an häuslichen Beschäftigungen Anteil, aber ihrem Lieblingshobby konnte sie nunmehr nachhängen, und das war das Lesen. Noch in ihren alten Tagen hatte diese Frau einen Drang, sich zu unterrichten und zu lernen. Auch religiöse Streitfragen interessierten sie sehr. Öfters sah ich sie mit unserem Schulatlas oder einer Sternkarte beschäftigt. Eine ganz besondere Freude machte ihr in schönen Sommernächten ein Gang auf den Gigelberg; hier setzte sich die alte Frau auf eine Bank und betrachtete die Sternbilder. Mich hatte sie da immer mitgenommen. Großmama hatte entschieden etwas Schwärmerisches; ihr gesunder praktischer Sinn behielt aber doch immer die Oberhand. Der Gigelberg stößt direkt an die Stadt. Er besitzt schöne Anlagen; auch ein Denkmal Wielands hat seine Aufstellung am Fuße desselben. Dort steht auch der sogenannte Weiße Turm, der einst von den Schweden beschossen wurde, wovon er seine Merkmale trägt.

Trotzdem meine Mama ihrer Mutter stets eine gute Tochter war, und dasselbe gilt auch für die Tochter in Ulm, so kann ich den Entschluß doch nicht billigen, daß Großmama ihre Selbständigkeit aufgab und zu den Kindern zog. Die Anschauungen und Bedürfnisse laufen trotz aller Liebe doch auseinander, und das tut nicht gut. Wem Gott den Gatten in älteren Tagen nimmt, der soll diesen Zeitpunkt als Grenzscheide des äußeren Wirkens ansehen. Auch aus dem einsamen stillen Witwenstübchen kann noch viel Segen von der Großmutter auf Kinder und Enkel ausströmen.



Die Kirche von Walddorf bei Reutlingen. Aquarell von Marie Müller. Privatbesitz.



Johann Baptist Pflug (1785–1866), Die Spitaltorwache in Biberach 1806; die 2. Person von links ist Herr von Ebersberg. In: Johann Baptist Pflug, *Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens*, Weißenhorn 1966.

Verarmter reichsstädtischer Adel

„Arbeit ist des Menschen Pflicht,
Kraft dazu hat Gott gegeben,
Wer nicht säet, erntet nicht,
Und bereut zu spät sein Leben.“

Dieser Vers stand vorne in unserem Orbis Pictus²⁵, und ich wende ihn als Überschrift für dies Kapitel an, indem ich der verkommenen Subjekte gedanke, welche als Überreste reichsstädtischer Herrlichkeit in meiner Vaterstadt zu sehen waren. Da war z. B. ein Herr von Bank²⁶, ein alter hinkender Mann, und dessen Tochter Freifräulein Sophie von Bank, welche letztere ihrem Vater beistand, das Amt eines Gefängniswärters zu versehen; arme, zerlumpte Leute, hinter denen niemand eine Ahnenreihe gesucht hätte. Daß sich Arbeit nur für Bürgerliche schicke, aber mit der Standesehre eines Adligen nicht vereinbar sei, war ein Vorurteil jener alten Zeit, und so verbrachten denn diese Patrizier ihr Leben in vornehmem Nichtstun und Genuß. Was Wunder, wenn die Nachkommen, welche in die Fußstapfen der Väter traten, der allgemeinen Verarmung anheimfallen mußten!

Da war ferner ein Herr von Ebersberg²⁷, welcher sein Dasein damit fristete, daß er bei gemeinschaftlichen Zeitungslesern die Zeitungen von einem Haus ins andere trug, täglich für 1 Kreuzer. Den kleinen Buben und Mädchen brachte er die Buchstaben bei und den Abc-Schützen half er bei den Hausaufgaben, die Stunde à 1 Kreuzer, z. B. dem

Buben unserer Wäscherin und anderen jungen Kindern, deren Eltern außer Haus ihre Arbeit zu tun hatten. Den Leuten kam er ins Haus und gratulierte zum Namenstag, um ein Almosen zu erhalten. Die Biberacher erzählen, daß der Vater dieses Edelmannes es zu lästig fand, sich mit der Erziehung seiner Söhne abzugeben; ungezogen genug mögen sie gewesen sein. Es wurde demnach ein für alle Mal ein Schuhmacher angestellt; der kam jeden Samstag und schlug die Junkerlein mit einem getrockneten Farrenschwanz²⁸ durch. Daß bei solcher Methode die Wohlerzogenheit nicht zunahm, kann man sich denken. Auf die geistige Ausbildung wurde nichts verwendet.

Das Traurigste derart kommt mir aber die Geschichte der Herrn von Plummern²⁹ vor. Dieses Ehepaar hatte zwei Töchter und einen Sohn. Der Sohn hatte den Mangel an Verstand vom Vater erbt. Eine Haupteigenschaft des Vaters aber war der Geiz. Geld für Schulbücher auszugeben erschien ihm als hinausgeworfenes Kapital. „Schau Du nur bei Deinem Nebenmann hinein!“ sagte der Vater zu seinem Buben. Als der Herr Baron einst dem Lehrer des Sohnes begegnete, frug er ihn: „Wie sind Sie denn auch mit meinem Sohn zufrieden?“ „Ja, Herr Baron“, war die Antwort, „er ist halt immer der Letzte.“ „So – so“, sagte der Vater, „das freut mich. Es ist mir dies ein Beweis, daß er mit den anderen doch noch Schritt hält.“ Die Mutter war nicht dumm, teilte aber den Geiz des Gatten. Auf die Ausbildung der Kinder wurde weiter nichts mehr verwendet. Wo sich der Sohn zeitweise aufhielt,

weiß ich nicht. Ich verlor ihn aus dem Auge. Später aber taucht seine Gestalt in meiner Erinnerung wieder auf. Im Schnapsrausch schwankend, sah ich ihn öfters auf der Straße um eine Ecke schleichen. Es war ein totaler Lump aus ihm geworden. Der gnädigen Mama durfte er nicht mehr unter die Augen. Unten im Erdgeschoß des Hauses waren hohe Räume, zu Holzställen und dergleichen benützt. Ein solcher Raum war ihm angewiesen. Vom zweiten Stock herab, wo die Eltern wohnten, wurde ihm durch eine Magd das Essen gebracht. Ein Ofen war nicht vorhanden; hier stand auch sein Bett. An Leib und Seele gebrochen lag er auf dem Krankentisch, man bekümmerte sich wenig um ihn. In diesem Loch von Wohnung erlöste ihn endlich der Tod.

Eine Gespielin von mir wohnte im gleichen Haus, zu der kam ich oft. Ich sehe noch den Sarg, umgeben von brennenden Wachskerzen. Zu Häupten und zu Füßen knieten bezahlte Klageweiber, die hielten Totenwache und plapperten dabei ein Vaterunser um das andere herunter, das Betruenster³⁰ zwischen den Fingern hin und her schiebend. Als der Tag der Bestattung kam, wurde der Sohn in die Reihen der Ahnen beigesetzt. Ich stand in einer Ecke des Hausgangs und sah, wie der Priester die Leiche mit dem Weihwasser einsegnete; dicke Weihrauchwolken erfüllten die Luft. Durch meine Kinderseele zog eine Mischung von Gefühlen, über die ich mir nicht klar war. Ein Grauen, Mitleid mit dem Toten – ein Zweifel gegen die Mutter. Alles ging mir bunt durch den Kopf. Heute aber muß ich fragen: wird nicht einst in der Ewigkeit Gott die Seele dieses Sohnes, dieses verlorenen Kindes von der unnatürlichen Mutter fordern?

Die Schwester Fanny

Ich habe Dir in diesen Blättern nun schon manches erzählt. Meiner lieben einzigen Schwester Fanny möchte ich aber auch noch gedenken. Eine frisch erblühte Knospe, mußte sie in kaum übersrittenem Kindesalter schon dahin welken. Fanny war das jüngste von uns Geschwistern; sie war ein anmutiges begabtes Geschöpf, dem alle Herzen durch das muntere Wesen und ihr angenehmes Äußeres zufielen. Auch der Liebling des Vaters war sie. Dem jahrelang leidenden Mann tat ihr fröhliches und dabei geräuschloses Wesen wohl. Der Gedanke, daß diesem Geschöpf eine solch kurze Lebensspanne beschieden sei, lag ferne; denn sie war von Natur vollkommen gesund angelegt. Meiner armen Mama sollte aber ein Jahr nach ihres Gatten Tod nochmals eine tiefe Wunde geschlagen werden. Sie mußte dieses liebe Kind hergeben, an dem ihr ganzes Herz hing. Der Typhus, welcher in Ulm schon manches Opfer gefordert hatte, ergriff auch meine Schwester im Alter von 13 Jahren und raffte das junge Leben dahin. Auf dem Friedhof in Ulm sind drei Gräber, alle nicht weit auseinander. In einem liegt meine liebe Mama, in dem zweiten meine Großmama Jeanmaire Landerer, im dritten die zu früh dahingegangene Schwester. Ich sage „zu früh“, und darin läge ja beinahe ein Tadel gegen

Gottes Fügung. Er, der allein weiß, was uns gut und heilsam ist, hat es getan. In diesem Sinn trug auch meine Mutter ihr Leid. „Fanny Müller, geboren in Biberach den 25. Dezember 1835, gestorben in Ulm den 31. Januar 1849.“

Unsere Kostgänger

In früheren Zeiten wußte man nichts von Wohltätigkeitsvereinen. Jeder tat still das Seine und darin lag der Segen. Jahrelang saß ein armer Bub jeden Samstag an unserem Mittagstisch und ließ sich Sauerkraut mit Blut- und Leberwurst, Spätzle und Fleisch schmecken. Es sind dies arme katholische Buben, meist Bauernbuben, welche zum geistlichen Stand bestimmt sind und die Lateinschule in Biberach besuchten. Wohn- und Schlafstätte hatten sie in irgendeiner Familie, aber die Kost zu bestreiten, wurde dem Vater zu schwer. Da gab es dann mildtätige Menschen, welche einen solchen Buben einen Tag in der Woche an ihren Tisch sitzen ließen. Allerdings waren dies Glaubensgenossen; aber mein Papa machte hierin keinen Unterschied. Als der Platz am Tisch leer ward, weil das Studentlein ins Convict kam, durfte ein anderer an seine Stelle treten. Er bat auch darum, sich auf dem Klavier bei uns üben zu dürfen, was genehmigt wurde.

Einmal kam mein Papa heim und sagte, er habe einem „armen Teufel“, wie er sich ausdrückte, erlaubt, sonntags um die Mittagszeit sich einzufinden. Es war dies ein Flaschner in einer Fabrik, aber Anfänger, deshalb war sein Lohn noch sehr klein. Sechs Tage konnte er sich durchschlagen, aber sonntags, wo der Lohn ausfiel, hatte er nichts zu leben. Um den Hunger nicht so sehr zu fühlen, legte er sich den ganzen Sonntag ins Bett. Eine Bürgerfrau erzählte dies meinem Papa zufällig, und sein gutes Herz wußte gleich Rat. Alle Sonntag durfte der arme Kerl um 12 Uhr kommen. Im hinteren Stuble wurde er abgefüttert. Da saß er und ließ sich's schmecken.

Spazierfahrten, Hochzeiten in Ringschnait und Bellamont, bäuerliche Tracht

Unser Papa war ein großer Hund- und Pferdefreund; besonders ohne letztere konnte er sich eine komplette Existenz nicht recht denken. In früheren Jahren war es ein Schimmel, den er meist zum Reiten hielt; als aber dieser mit Tod abging, waren die Nachfolger meist Tiere schweren Schlags, die den Einspanner zogen. Ich sehe dich noch daliegen, gutes Schimmele, mit gestreckten Gliedern. Als der Knecht eines Morgens meldete, Schimmele sei heute Nacht gestorben, beeilten wir Kinder uns sehr, hinab in den Stall zu kommen, und vergossen bittere Tränen. Da lag es, das gute Tier, es hatte ausgedient.

Zu Fuß wandern ist schön, ich verkenne die Reize dieses Vergnügens nicht; aber fahren ist auch schön. Jedenfalls kommt man da schneller vom



Johann Baptist Pflug (1785–1866), *Tanzendes Paar*. In: Johann Baptist Pflug, *Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens*, Weißenhorn 1966.

Fleck und kann mehr ausführen. So meinte mein Papa auch, er selbst lenkte das Gespann. Da ging's in der ganzen Umgegend herum, man berührte auch Ortschaften. Ich erinnere mich bei einer Spazierfahrt einer Bauernhochzeit in Ringschnait. Vom Wirtshaus herab erscholl Gesang und Tanzmusik, besonders die Klarinette quiekte so einladend durch. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen singen keine Lieder!“ Auf unsere Tage paßt dieser Vers allerdings nicht mehr ganz, denn die Anarchisten singen auch ihre revolutionären Lieder und sind doch böse Menschen dabei. „Papa, Papa, da ist eine Hochzeit“, riefen wir, „steigen wir nicht ein bißchen aus?“ „Doch, doch“, war die Antwort. Das war ein Vergnügen für uns. Oben auf der Tanzlaube³¹ wurde getanzt.

Wer nie in Oberschwaben war, der weiß nicht, was ein flotter Bauernbursche heißt. An einem solchen Tag hat er Gelegenheit, sich zu zeigen. Der Hoppswalzer³² ist eben aus und Burschen und Mädchen wischen sich die Stirn, denn tanzen macht warm. Man ruht sich etwas aus. Nun tritt ein Bauernbursch vor, ruft der Musik, die auf dem „Känzele“ sitzt, etwas zu und wirft dabei ein Geldstück hin. Der Tanzboden gehört jetzt ihm allein. Niemand darf diese Tour, welche er bezahlt hat, mittanzen. Stolz ergreift er seine Schöne, führt sie polonaisenartig umher und beginnt dabei, ein Schnaderhüpferl zu singen, in das die Musik ein-

fällt. Und nun geht es an mit Variationen von Sprüngen und Windungen, die man gesehen haben muß; beschreiben läßt sich das nicht. Es liegt darin ein Einvernehmen und gegenseitiges Verständnis, ein sich Fliehen und Wiederfinden zwischen Tänzer und Tänzerin, das reizend ist. Uns Kindern war das neu, wir staunten, wir waren überglücklich. Rübenkraut³³ und Bratwürste gab es zu essen. Ersteres aß ich zum ersten Mal dort, es sind Rüben, die in der gleichen Weise behandelt sind, wie man sonst Sauerkraut aus Krautköpfen macht, fein geschnitten und in Gärung versetzt. Es schmeckt recht gut.

Eine solche Bauernhochzeit trafen wir auch einmal in Bellamont, einem Dorf in der Umgegend von Biberach. Zu jener Zeit trugen Bauer und Bäuerin noch ihre reiche Tracht. In einem solchen Anzug lag ein Kapital. Die Männer hatten am Anzug (Wams) Knöpfe von Sechsbätzern³⁴; das auch mit Silber beschlagene Messer stak ihnen in der Seite. Die Radhauben der Frauen aus Gold oder Silber repräsentierten einen großen Wert, nicht zu reden von den Silberketten und Filigrankreuzen, die um Brust und Schoß gehängt waren. Aber das war auch auf Lebtage, man kaufte es nur einmal. Die Kleider waren aus gutem Stoff, auch farbig seidene Schürzen und bunte schwer seidene Halstücher gehörten zur Tracht. Jetzt ist das alles anders geworden. Während die Männer damals lederne schwarze Kniehosen trugen und Stiefel oder Schuhe, welche ein Stück vom Strumpf sehen ließen, sind sie jetzt zur städtischen Tracht übergegangen; auch die kleidsame Pelzmütze und die bunte Weste sieht man nicht mehr.

Vom Theater in Biberach

Von jeher hatten die Biberacher eine wahre Leidenschaft für das Theater. Ihr Vergnügen bestand aber nicht allein im Genießen und Anschauen; sondern aus ihrer Mitte rekrutierten sich immer die Schauspieler und Schauspielerinnen. Es waren dies meist Ritterschauspiele, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts aufgeführt wurden, und manch gewerbsamer Bürger, der den Tag über in seiner Werkstatt gearbeitet hatte, betrat abends die Bretter in Harnisch und Helm oder wohl auch in Samt und Seide gekleidet, das federngeschmückte Barett auf dem Haupt, und entzückte seine Mitbürger durch sein Spiel. Auch die Schönen aus dem Bürgerstand trugen mit Schwung und Anmut ihre Rollen vor. Ob dabei der Ästhetik immer vollkommen Rechnung getragen wurde, will ich nicht untersuchen, genug, den Biberachern gefiel es ausgezeichnet. An den Spielabenden ging ein Tambour namens Bartolomä in der Stadt umher und gab das Zeichen, daß das Spiel beginne. Da nun aber derselbe Mann auch die Auflage hatte, bei Feuersbrunsten Alarm zu schlagen, und das Volk anstatt trommeln „baiken“ sagte, so frug ihn einst einer: „Bartele, wa baikest?“ Worauf er antwortete: „I wois it, ma hot halt gsait, i soll baike.“ Er zerbrach sich darüber nicht den Kopf, zu welchem Zweck

sein Trommeln diene. Man hatte ihm befohlen zu trommeln, und das genügte ihm. Ob zum Brandlöschern oder zum Theater gehen, das focht ihn nicht an. Dies alles war längst vor meiner Zeit; indessen auch später, als bereits die Wintersche Truppe alljährlich ihre Vorstellungen im Biberacher Stadttheater gab, sprangen immer noch Bürger und Bürgerstöchter in die Lücken ein, wenn es an Personal mangelte. Überhaupt war ein ungemein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Mitgliedern dieser Truppe und den Bürgern.

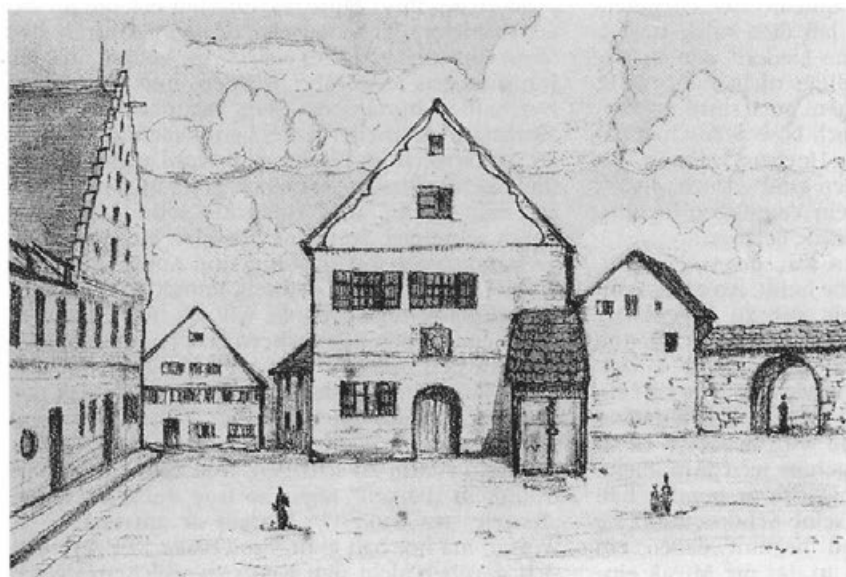
Sämtliche Winterschen Kinder hatten ihre Taufpaten in Biberach, und es waren viele Kinder. Ich sehe immer noch zwei nette kleine Mädchen vor mir, ärmlich aber reinlich gekleidet, mit ihrer Schüssel alle Samstag morgens sich bei uns einfindend. Es waren Kinder des Theaterdirektors Winter, welchen meine Mutter ein für alle Mal die Erlaubnis gegeben hatte, Samstag morgens Sauerkraut fassen zu dürfen, weil da ohnedem für unsern Bedarf welches im Keller geholt wurde. Meine Angebetete unter dem Personal war Fräulein Lina Heuberger. Etwas Schöneres und Vornehmeres konnte es meiner Ansicht nach nicht geben. Wie hatte sie so herrlich den Prolog gesprochen bei Wiedereröffnung der Bühne und dann in „Lenore“, wo sie in langem weißem Gewand mit aufgelösten Haaren erscheint. Es ist das Stück, in welchem das Mantellied vorkommt: „Schier 30 Jahre bist Du alt“, von Bürger. Der Glanzpunkt aber war in meinen Augen „Präciosa“. So in einer blumengeschmückten Sänfte durch die Welt getragen zu werden, geleitet von einem Don Alfonso, geehrt von der ganzen Zigeunerbande, das ließ mir vollends Frl. Heuberger als eine Göttin erscheinen. Der frühere Biberacher Musentempel baute sich auf dem Schlachthaus auf. Unten brüllten die Ochsen und Kälber und oben waren die Bretter, welche die Welt bedeuten. Und zwar im eigentlichen wahren Sinne des Wortes waren es bloß Bretter, welche das

Oben und Unten trennten. Keine feste Decke war vorhanden, und Wind, Kälte und Dünste hatten freien Durchlaß hier zwischen Balken und Dielen. Auch die Beleuchtung war sehr mangelhaft. Glaube aber nur keiner, es wäre nicht schön gewesen.

Ich war noch ein kleines Mädchen, da hörte meine Mama, daß die Heubergers in großer Armut und Bedrängnis seien. Frl. Lina hatte einen Sohn bekommen, und es war absolut nichts vorhanden, um den armen Wurm darein zu wickeln. Meine gute Mama ging an ihr Kindszeug, machte einiges zusammen und schob mir den Pack unter den Arm mit der Weisung, ihn hinzubringen. Wer war glücklicher als ich. Unschuldsvoll, wie ich war, pries ich das Geschick, welches mich dieser Göttin nun so nahe bringen sollte. Als ich eintrat, schwaigte (beruhigte) eine alte taube Frau im kleinen engen Stübchen den schreienden Bengel; hinten in der Ecke sah ich etwas von einem Kopf aus den Federkissen hervorragen, aber mehr auch nicht. Wo war die Glorie, mit der ich meine Angebetete beständig umgeben wähnte? Etwas enttäuscht und mit gestrichenen Segeln trat ich meinen Rückzug an. Die Alte verneigte sich ein Mal über das andere und sprach Worte des Dankes und der Rührung aus. Es war die alte taube Heuberger, welche mir von der Bühne her wohl bekannt war. In der „Präciosa“ spielte sie immer noch die „Donna Petronella“ mit Grandezza. Weil sie nicht mehr hörte, wann ihr Stichwort kam, so gab ihr Don Pedro immer einen Stoß mit dem Ellbogen als Zeichen, daß sie jetzt zu reden habe.

Die „Onkele und Tantele“

Unter die größten Theaterfanatiker gehörte eine Sippe, welche so zahlreich war, daß sie ganze Bänke im Theater füllte. Als nun einmal ein Intrigenspiel vorkam, wo einer im Stück durch Gift be-



Das Biberacher Komödienhaus am Viehmarktplatz. In: Gerd Maier, Biberach. Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1972.

seitigt werden soll, geriet der weibliche Teil der Sippe derart in Aufregung, daß sie zusammen zertreten, und eine rief immer: „Ach Gott, ach Gott, ma sollt's ehm sage, ma sollt's ehm saga!“ Worauf einer aus der Gesellschaft begütigte, indem er sagte: „Nur ruhig, nur ruhig, wartet auf die Entwickolo.“ Er wollte sagen Entwicklung, hielt es aber schein't für dramatischer, dem Wort ein „O“ anzuhängen.

Von diesem Familienkäs will ich noch ein Stückchen erzählen. Es waren dies lauter Verschwägerte, welche sich untereinander Onkele und Tantele nannten. Da war der Lederonkel, der Kupferonkel, der Zuckeronkel und der Entenonkel, weil sein Gasthof „Zur Ente“ hieß, immer mit dem entsprechenden Tantele. Dann und wann verspeisten sie ein Gänschen miteinander oder saßen sonst fröhlich einen Abend bis spät beisammen und gaben sich gegenseitig noch das Geleite. So auch heute wieder. Ein jedes Onkele hatte seine Dame am Arme, und so ging es bei vorgerückter Nachtstunde heimwärts. Nun muß ich bemerken, daß mitten durch die Stadt der Bach fließt, und dieser muß jedes Jahr ausgeputzt werden. Es kommt da eine Menge Schlamm zutage, der so lange ausgebreitet auf einem Platz in der Nähe des Marktplatzes liegen bleibt, bis er einigermaßen abgetrocknet und dadurch transportabel ist. Die hohe Polizei gibt allerdings die Verordnung, daß allnächtlich eine Laterne dabei aufgefplant ist; aber sei es, daß das Licht erloschen war, oder war es vielleicht der Fall, daß die Onkels nicht mehr ganz hell sahen, kurzum, der vergnüglichen Gesellschaft kam es vor, als ob es immer weicher unter ihren Sohlen würde und die Schritte immer schwieriger vonstatten gingen. Die Frauen schrien, die Herren randalten. Gleich daneben ist die Wachstube; die Polizei stürzte hervor, um die Nachtruhestörer zu arretieren. Aber, o Jammer, welcher Anblick! Die ganze verehrliche Gesellschaft stand bis über die Knöchel im Kot. Hier handelte es sich nur darum, den armen Unglücklichen aus ihrem Brei herauszuhelfen. Mit Hilfe von Laternen, die herbeigeholt wurden, kam es dann endlich auch soweit. So endete der fröhliche Abend der Onkelen und Tantele.

Reichsstädtische Heiratspolitik

Eine wunderbare Mischung engherzigen Spießbürgertums und doch zugleich ein Geist freier Anschauung herrschte zu einer gewissen Zeit in Biberach, Zustände, auf die wir in unseren Tagen bloß lächelnd zurückblicken können. So kam z. B. ein nachmaliger Onkel meines Vaters, Gottfried Wilhelm Graner³⁵, als Handelsgehilfe in das Haus Rock. Es waren da drei schöne Töchter aus erster Ehe Wißhack, deren eine sich sein Herz auserkoren hatte. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte der junge Mann zu kämpfen! Nicht etwa von seiten der Familie, sondern von seiten des Magistrats. Der hohe Rat, welcher zu Reichsstadt-Zeiten die alleinige Herrschaft unumschränkt ausübte, gab die Erklärung ab, daß er nimmermehr gewillt sei, seinen Konsens zu einer Verehelichung zwischen der Jungfrau Wißhackin und einem Ausländer zu ge-

ben. (Der Ausländer war ein Pfarrerssohn von Ostheim in Franken, unweit Schweinfurt.) Es seien, sagte der Rat, so viele ehrbare Bürgersöhne in Biberach, welche imstande seien, einer Jungfrau aus guter Familie eine wohlanständige Existenz zu verschaffen; es stehe daher einem Fremden nicht wohl an, selbige Jungfrau für sich zu begehren. Der junge Freier ließ sich aber nicht so leicht abtreiben. Es gingen zwar Jahre darüber hin; allein er erreichte sein Ziel und führte seine Braut nach schweren Kämpfen doch endlich glücklich heim. Durch diese Verbindung entstand die Firma Rock und Graner. Weder die Familie selbst noch die weiteren Kreise haben je bereut, diesen braven ehrenwerten Mann als Mitbürger in ihre Mitte aufgenommen zu haben.

Frau von Fliché d'Aspermont

Im Kontrast zu dieser Spießbürgergeschichte steht als Gegenstück die Lebensgeschichte der Frau von Fliché, in der ganzen Stadt die Frau Oberstin genannt. Sie war geborene Biberacherin, die Tochter eines Dekan Volz³⁶. Lebhaft, hübsch, geistreich wie sie war, ordnete sie sich schon von Jugend auf nicht sehr streng den herkömmlichen Gebräuchen und Formen unter. Sie war an einen Herrn von Hillern³⁷, einen ältlichen Herrn, verheiratet; dieses Eheband scheint ihr indessen drückend gewesen zu sein. Es war Kriegszeit. In den Jahren 1796 bis 1800 war Oberschwaben zeitweise ganz überschwemmt von fremdem Militär. Österreichische und französische Einquartierungen lagen in Städten und Dörfern. Daß sich der gesellschaftliche Ton dem Einfluß dieser durchziehenden Offiziere mit ihren leichtfertigen Sitten nicht entzog, kann man sich denken. Namentlich waren es die französischen Offiziere, welche die Frauenherzen zu gewinnen wußten. Was Wunder, wenn die junge, lebhaft Frau von Hillern sich auch amüsierte und ihr Herz an einen Schweizer, der Dienst im französischen Heer genommen, verschenkte. Er hieß Herr von Fliché d'Aspermont. Als sein Regiment abzog, verschwand die junge Frau von Hillern mit ihm, Mann und Kind im Stich lassend. Man hörte nichts mehr von ihr, bis sie nach Jahren allein zurückkehrte. Sie hatte sich von ihm getrennt, auf immer, aber sie hatte sich das Recht vorbehalten, die Avancements des Herrn von Fliché mit zu genießen und führte auch seinen Namen. Die böse Welt behauptete, das Paar sei nicht getraut gewesen; Fliché hätte sie wieder verlassen. Dies scheint jedoch unwahr zu sein.

Wer sind die beiden Frauen, welche den Marktplatz herunter kommen? Die eine ist eine alte Dame, welche in ihrer Haltung vielen Anstand verriät; die Jahre haben ihren Rücken zwar etwas gewölbt und das Haar gebleicht; ihre Bewegungen sind aber noch stramm und formell, ich möchte sagen marionettenhaft, ihr lebhaftes Auge hat noch Feuer, und wenn sie auf der Straße geht, wird sie von allen Seiten freundlich begrüßt. Sie hat die Gewohnheit, auch nach den Fenstern hinaufzublicken und mit der Hand zu winken. Da sie dies

aber mit Ruhe und Gemessenheit tut, so verliert diese Manier etwas von ihrem Lächerlichen. Sie kleidet sich trotz ihrer Jahre im Sommer meist weiß, einen sogenannten Flieger, der, vorne geschlitzt, das gestickte Unterkleid sehen läßt. Die Taille ist bis ans Kinn geschlossen, der enge Ärmel zieht bis zum Ellbogen, wo er in einer weiten Falbel³⁸ endet. Daran reiht sich der lange schwarze Filethandschuh, und das dreieckige große Filettuch, welches sie als Schal trägt, vollendet den Anzug. Einen Hut trägt sie nie, sondern immer eine weiße Haube mit Spitzenbarben, die rechts und links herabhängt. Sie hat entweder einen Fächer in der Hand oder einen Sonnenschirm. Es ist die Frau von Fliché. Sie hat schon vor Jahren ihren Bekannten mitgeteilt, daß Fliché Oberst geworden ist, und teilt somit diesen Titel. Neben ihr geht mit stolperndem Gang ihre Tochter aus erster Ehe, Fräulein Johanna von Hillern, genannt „das Hannele“. Frau Oberstin ist eine gern gesehene Gesellschafterin, denn wo sie ist, belebt sie ihre Umgebung; sie weiß sehr gut zu erzählen und mit Lebhaftigkeit zu schildern. Auch ist sie ungemein populär. Nicht nur in der guten Gesellschaft, auch bei den gewöhnlichen Leuten kennt man sie, und wenn die Armen nicht wissen, wo sie eine Patin hernehmen sollen, so kommen sie zu der Frau Oberstin und bitten sie, sie möchte bei ihnen zu Gavatter stehen. Das tut sie dann auch. Es wird zwar kein reiches Patengeschenk gegeben, auch kein silberner Löffel, aber man kocht der Kindbetterin ein paarmal etwas Kräftiges und nimmt sich des Kindes an, bis es geschult und erzogen ist und berät dabei die Eltern.

Frau Oberstin sprach gewöhnlich sehr gutes Deutsch, und was sie sagte, hatte Hände und Füße. Wenn sie guter Laune war, konnte sie aber auch den schönsten Biberacher Jargon aufweisen. In einer Teevisite erinnere ich mich, wie sie alle zum Lachen brachte. Es war Zeit zum Aufbruch, die Damen drückten sich herum, ihr Abschiedskompliment zu machen, eine jede sah die andere erwartungsvoll an. Da hub Frau Oberst laut an: „Stechere! Tritt vor und vernaig de!“ Die Spannung war gebrochen, alles lachte zusammen.

An Fastnacht war früher ein reges Leben in der Stadt. Abends kamen die Leute einem ins Haus in allerhand möglichen und unmöglichen Kostümen. Aber auch am hellen Tag liefen viele in den Straßen maskiert umher, verfolgt von der Straßenjugend. Da machte sich ein Spaßvogel ein Vergnügen. Er ging zu der Frau Oberstin und bat sie, ihm behilflich zu sein, sich als Dame zu verkleiden. Unsere Frau Oberst in ihrer großen Gefälligkeit erklärte sich gerne bereit, ihn selbst anzukleiden. Herr M. bedankte sich schönstens und verließ das Zimmer in seinem Frauenanzug. Unten im Hausgang aber wartete schon eine Magd mit einer großen Visitenlaterne, „Kolben“³⁹ genannt. Nun ging's hinaus auf die Straße, die Magd voraus mit den zwei brennenden Lichtern im Kolben am glockenhellen Tag. Mit unverkennbarer Nachahmungsgabe spielte Herr M. die Frau Oberstin von Fliché, indem er an die Häuser hinaufwinkte, dann wieder die Vorübergehenden bekomplimentierte. Der Jeanhagel hinterher

schrie laut: „d'Frau Oberste – d'Frau Oberste.“ Auch zu seiner Wohltäterin selbst winkte Herr M. hinauf. Anfänglich war sie wütend, denn sie merkte schon, wozu sie ihre Kleider hergegeben hatte. Schließlich machte sie ein gutes Gesicht zum bösen Spiel und verzieh dem Schelm.

Ich habe im Lauf dieser Geschichte den Namen Stecher genannt. Dies war eine gute alte Biberacher Familie. Der Bürgermeister der Reichsstadt⁴⁰ führte auch diesen Namen, die Frau Bürgermeisterin war die Patin meines Vaters. Dieser Name hatte aber noch einen Übernamen, nämlich „Gribis“. Als nun ein kleines Kind des Herrn Stecher starb, pflanzte ein Spaßvogel einen Vers auf das kleine Grab, welcher also lautete:

„Allhier in diesem Gräbelein,
Da ruht ein kleines Gribislein,
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß es ein Gribis werden sollt!“

Es war eine Rohheit; man sieht, daß es in den Biberachern immer juckte. Sie konnten es nicht lassen, ihrem Humor Luft zu machen. Zartfühlend war der Spaß nicht.

Zwei Mägde vom alten Schlag

Auf dem Weg zwischen Biberach und Warthausen gingen eines Sommernachmittags zwei Dienstmädchen, jede ein weißgekleidetes Kind auf dem Arm. „Du“, sagte die eine, „mir hant halt doch die schönste Kender in der ganzen Stadt.“ – „Ja“, antwortete die andere zurück, „des ist gwiß wohr, bsonders mei Maarile.“ „Waas“, gab die andere zurück, „Dei Maarile? Mei Carrele ist grad so schö!“ – So ging's eine Weile fort. Jede wollte das schönste Kind haben. Da kam ein Bauer des Wegs, der sollte entscheiden. Sie riefen ihn an: „Bauer, saget, weles von deane Mädele ist die Schönere?“ „Ha“, sagte der Bauer, „es send alle beide schö.“ „Des wisset mer sell, aber Ihr sollet sage, wele Ui besser gfällt.“ Der Bauer betrachtete die Kinder herüber und hinüber und, nur um endlich loszukommen, deutete er auf das Mädele, welches von der Appelon (Appolonia) getragen wurde, und sagte: „I moi, des sei doch no schöner, es hot so scheane schwaaze Auge.“

Appelon, die Landersche Magd, triumphierte. Annemi (Anna Maria, die Müllersche Magd) aber, die mich auf den Armen hielt, fuhr ganz empört auf. „Bauer“, schrie sie, „Ihr hant en Rausch, mit Ui kann ma nix schwätze.“ Und wie begütigend sprach sie zu ihrem Kind: „Komm Maarile, i brich Dir a Moiele.“ Damit erhob sie den Arm, brach einen grünen Zweig vom Ast und steckte ihn dem Kind in das Fäustchen, als wollte sie sagen: „Und meinem Kind gebührt eben doch die Palme!“ Beim Nachhausekommen erzählten die Mädchen ihr Erlebnis ihren Frauen, zum großen Spaß unserer Mütter. Von da an aber blieb der Ausspruch der Annemi ein geflügeltes Wort in der Familie. Wenn eines glaubte, eine vermeintliche Kränkung erfahren zu haben, so hieß es lachend: „Komm Maarile, i brich Dir a Moiele.“

„Ein Krautjunker“

Das Bild eines Landjunkers war Baron Caarle. Was Biberach an Vergnügungen bot, machte er mit, und so begegnete er eines Tages meinem Vater und veranlaßte diesen, mit ihm ins Theater zu gehen. Papa kam auf einen Augenblick ins Zimmer, frug nach dem Theaterzettel, den ich ihm auch bereitwillig schon zusammengefaltet in die hintere Rocktasche schob, und damit ging er eilends fort. Ahnungslos meinte ich kleines Persönchen, meine Sache ganz recht gemacht zu haben. Das Stück hatte bereits begonnen, als die Herren ins Theater traten, und um sich schnell zu orientieren, gibt mein Vater dem Caarle den Theaterzettel in die Hand zum Durchlesen. Mein Baron guckt hinein und guckt wieder hinein und sieht dann ganz verwirrt meinen Vater an, bis er endlich in ein schallendes Gelächter ausbricht. „Da lesen's einmal, famoser Witz, das hat die Französin getan.“ Mein Vater liest:

„Bäckerloos für das Jahr 1835.
Montag: Riegles Beck, Obertorbeck
Dienstag: Vetterbeck, Bretschebeck
Mittwoch: Storchenbeck, Stadtbeck usw.“

Weil jeden Tag nur zwei Bäcker in der Stadt buken, so wurde dieser gedruckte Zettel ausgegeben, auf welchem zu lesen war, wo es heute frisches Brot gebe, und diesen Zettel hatte ich für den Theaterzettel gehalten; lesen konnte ich überhaupt noch nicht. Umsonst beteuerte mein Vater lachend, daß sein kleines fünfjähriges Mädchen ihm diesen Streich gespielt habe. Baron Caarle blieb dabei, es sei ein Schabernack von meiner Mutter. Das Pulver hatte er nicht erfunden, der gute Mann. Seine Revenuen waren ihm ziemlich schmal zugemessen; er war aber ein starker Raucher. Wenn nun die Landbarone beisammen waren, so sammelte er nachher die liegengelassenen Zigarrenstumpfen, schnitt sie zusammen und rauchte sie aus der Pfeife.

Theaterspielen in Mittelbiberach

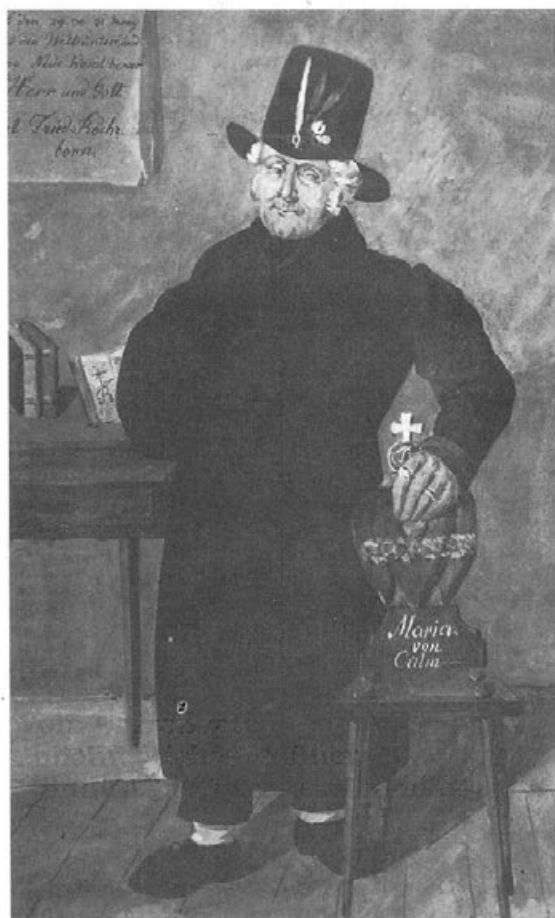
An irgendeinem katholischen Heiligentag wurde in Mittelbiberach alljährlich von den Bauernbuben ein militärisches Manöver aufgeführt; sie hatten da ihre eigene Uniform mit hohen Federbüschen auf den Tschakos. Hierauf folgte ein Ritterschauspiel, in welchem ebenfalls die Bauernburschen samt Bauernmädchen spielten. In unserm Haus arbeitete eine Mittelbiberacher Nähterin; diese wußte, daß meine Mama verschiedene weiße Kleider hatte. Eines Tages trug sie meiner Mama die große Bitte vor, ihrer Kameradin ein solches Kleid zu leihen. Die Kameradin kam mit, und meine Mama äußerte ihre gerechten Zweifel, ob sich die Figur der sehr vierschötigen Bauerndirne in die schlanke Taille des weißen Gewandes zwängen lasse. „Oh“, sagte die Nähterin, „das geht schon. Da zieht sie eben gar nichts anderes darunter an als ein baumwollenes Hemd, dann wollen wir das Kleid schon zubringen.“ NB: Das Kleid hatte im Rock durchsichtige Spitzeneinsätze. Die Jungfrauen nahmen aber in

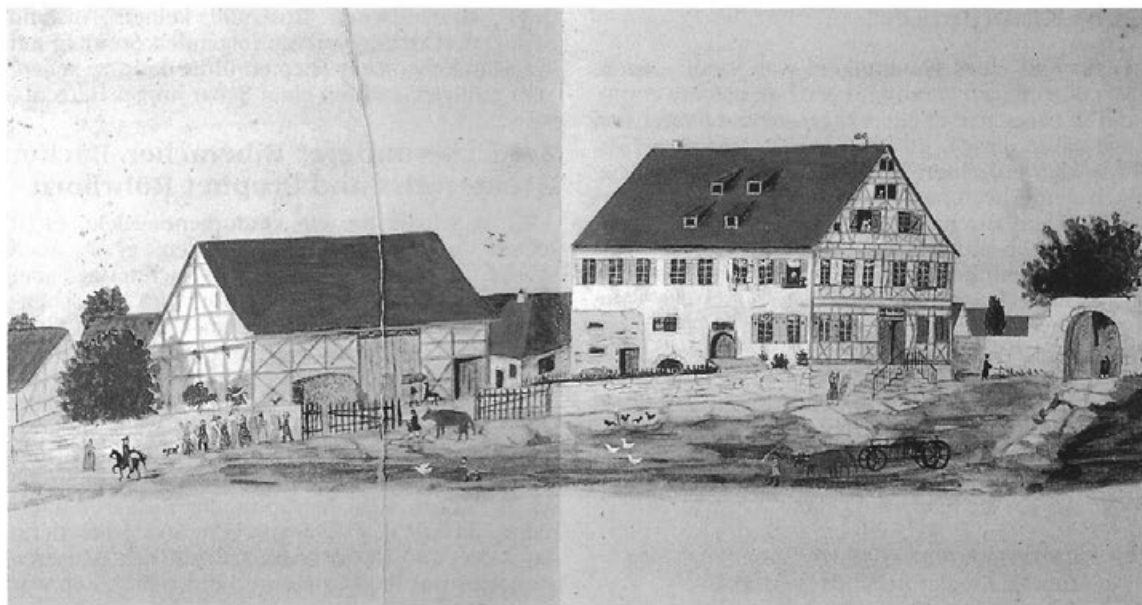
ihrer paradisischen Unschuld keinen Anstand daran, und richtig war sie folgenden Sonntag auf der Mittelbiberacher Theaterbühne darin zu sehen, zum großen Gaudium einer Schar junger Herren!

Zwei „besondere“ Biberacher, Bäcker Kreideweiss und Prophet Röhrborn

Es ist schade um ein verdorbenes Kleid, es ist schade um ein verdorbenes Essen; es ist auch schade um einen verdorbenen Nachmittag, aber was ist das alles gegen ein verdorbenes Menschen-talent. So dachte ich in meinem kindischen Sinn, wenn ich Kreideweiss hörte mit seiner wunderbaren Singstimme. Es lag ein Schmelz in diesem Tenor, wie man ihn selten findet. Diese Naturgabe, gepaart mit einem dramatischen Talent, hätte können die Zierde einer ersten Oper bilden. Anstatt aber diese Talente hegen zu dürfen, bestunden die Alten darauf, daß der Sohn die Bäckerei übernahm, da half kein Widerstreben. So starben denn die Alten und Kreideweiss saß auf der Bäckerei, aber wie? Das Teigklopfen und Bretzelbacken war

Johann Baptist Pflug (1785–1866), Bildnis des Friedrich Röhrborn, Gouache, 27 x 17 cm. Städtische Sammlungen (Braith-Mali-Museum) Biberach, Inv. 6107.





Pfarrhaus und Pfarrscheuer in Walddorf. Aquarell von Marie Müller. Privatbesitz.

ihm zu dumm; er trank viel, und in diesem Zustand konnte man die Heldengestalt deklamierend auf der Straße treffen. Er wahr sehr witzig und hatte die originellsten Einfälle. Sein Name stund auch auf der Bäckerliste. Wenn aber der Tag kam, an welchem er zu backen hatte, kam es häufig vor, daß kein Gebäck bei ihm zu finden war; denn betrunken, wie er nachts nach Hause kam, verschlief er die Zeit zum Aufstehen. Dafür hatte er aber schon Vorkehrungen getroffen. An die Rückseite seines Bäckerladens klebte er einen Zettel, darauf stand geschrieben:

„Verwach' i, so bach' i,
verwach' i it, so bach' i it.“

In den meisten Fällen verwachte er nicht; somit ging der Laden nicht auf und der Zettel war hierdurch sichtbar für die Kunden, die sich überhaupt nach und nach gar nicht mehr einfanden. Er verarmte ganz und fiel schließlich dem Spital anheim.

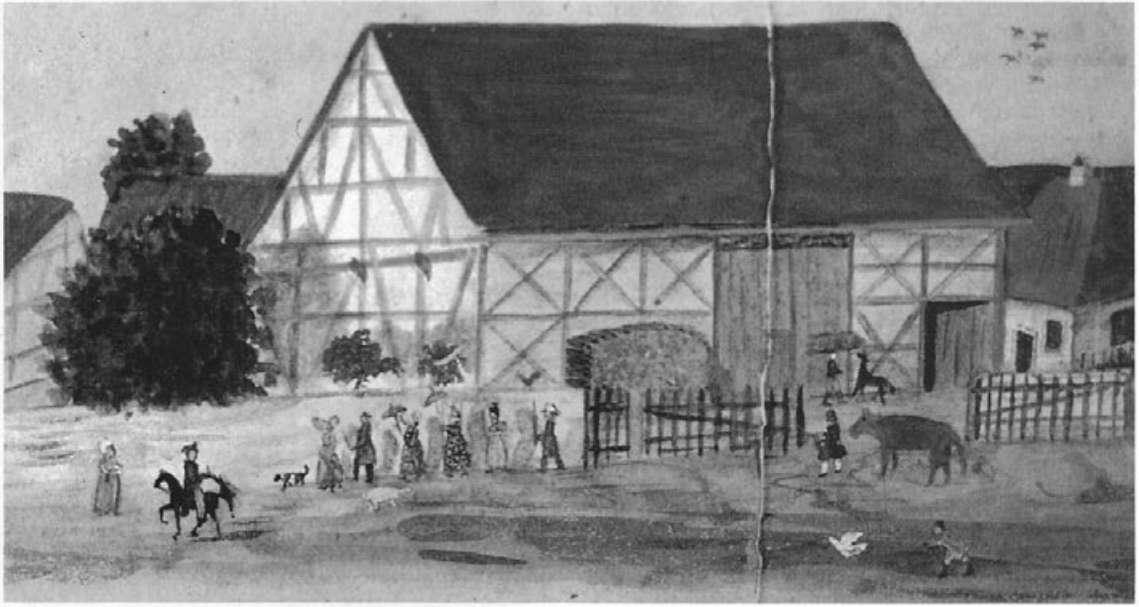
Wir waren damals noch Kinder, doch meinten wir: Aus dem hätte können was Rechtes werden, wenn seine Eltern gemerkt hätten, was in ihm steckt. Um sich doch einiges Geld zu verdienen, was er dann wieder vertrank, war er Sackklupfer im Fruchthaus, und dann entsinne ich mich, wie er manchmal den Kandel zwischen unserem und dem Nachbarhaus säuberte. Meine Mutter ging in den Hof, um ihm nachzusehen, und wir Kinder liefen mit. Kreideweiss war höchst fidel trotz der übelriechenden Arbeit und rief meiner Mutter zu: „Madame, hier kann man nicht sagen: ‚Gigantische Schatten umgeben mich und balsamische Düfte umwehen mich:‘“ – Bei allem, was ihm vorkam, wußte der geniale Lump gleich ein Zitat zu bringen.

Ein anderer Straßentypus, der meine Phantasie sehr beunruhigte, taucht in meiner Erinnerung

auf. Ein alter Spitalist namens Röhrborn, der sich als Prophet aufspielte. Ich sah, wie die Schulkinder auf der Straße sich ihm mit Ehrfurcht nahten und ihm die Hand küßten, indem sie fragten: „Herr Röhrborn, wann geht die Welt unter?“ Worauf er seinen Stock gen Himmel erhob und in feierlichem Ton eine Jahreszahl nannte. Dies machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich dachte: Gerade so hat gewiß der Prophet Jonas ausgesehen, welcher im Walfischbauch war und wieder herauskam, das war ein solch frommer Mann, aber ihm die Hand küssen, nein – nein, davor ekelte mir ganz fürchterlich: dabei hatte ich aber entschieden das Gefühl einer Unterlassungssünde. Wenn ich nun den Propheten von weitem kommen sah, holte ich immer weit im Bogen aus, um ihm ja nicht zu begegnen, oder floh schleunigst in eine Seitengasse. So trieb Röhrborn jahrelang seinen Prophetenberuf, ohne daß die Welt Miene machte, untergehen zu wollen. Als nun mein Vater einmal ganz zufällig per „Schnapslump“ von diesem Heiligen sprach, da horchte ich ganz erstaunt auf und fühlte eine Last von meinem Herzen fallen. Es war also keine Sünde, daß ich ihm die Hand nicht küssen mochte, wie es andere Kinder taten. Röhrborn gab mit der Zeit das Prophezeien auf. „Liebe!“ sprach er zu den fragenden Kindern, „ich prophezeie nicht mehr.“ Heute bin ich überzeugt davon, daß dieser gute Mann gar keine Ahnung von meiner Existenz hatte, noch viel weniger eine Ovation von mir erwartet hat. „O, heilige Kindeseinfalt!“

Walddorf, die Heimat meiner Mutter

Ich habe weiter vorne schon davon gesprochen, welch gastfreies Pfarrhaus das Walddorfer Pfarrhaus war. Auf beiliegendem Bildchen schickt sich



Spaziergang in Walddorf bei Reutlingen. Aquarell (Ausschnitt) von Marie Müller. Privatbesitz.

eine Gesellschaft soeben an, einen Spaziergang zu machen. Die erste im Zug ist meine Mutter, mich an der Hand führend, dann mein Onkel Albert Landerer, später Professor in Tübingen. Die beiden gleich gekleideten Damen sind Emilie und Carolin Koch, letztere später die Mutter der Generalin Elisa Clausen. Die im hellen Kleid ist Auguste Ofterdinger, eine Freundin meiner Mutter, und der letzte Herr ist „Cuvier“, ein Franzose, welchen mein Onkel Henri Jeanmaire als Studiengenossen von Paris mitgebracht hatte, um die Ferien in Deutschland zu verbringen. Auf dem Pferd verkehrt reitend sehen wir Heinrich Landerer, den späteren Medizinalrat in Göppingen, und der nacheilende Herr in grünem Rock und weißem Beinkleid ist mein Papa. Der Gesellschaft entgegenlaufend ist Tante Jakobine. Weiter unten im Dorf ist die „Wildmeisterei“, ihr elterliches Haus, wo sie wohnt. Dieser Ausdruck „Wildmeisterei“ rührt noch aus der Zeit Herzog Karls her und bezeichnet das gleiche, was jetzt Oberforstamt heißt. Tante Jakobine ist täglich gerne im Pfarrhaus gesehen, wo sie ihrer Schwester im Haushalt an die Hand geht. Sie ist eine stattliche Erscheinung und besitzt einen unerschütterlichen Gleichmut. Großvater sehen wir am Fenster des Wohnzimmers mit der langen Tabakspfeife, wie er nach dem Hof hinunter Orders gibt, und im gleichen Zimmer sieht Madame Petersen zwischen den Blumentöpfen der Gesellschaft nach. Es ist dies eine Französin, die Schwester von Madame Koch, die jahrelang ihre Heimat im Pfarrhaus in Walddorf hatte, beide gebürtig aus Montbéliard. Madame Koch war die Gattin des Hofökonomierats Koch, Bruder meiner Großmutter. Ihr Gatte war Professor an der Universität Dorpat. Der Tod desselben ergriff diese Frau so mächtig, daß ihr Geist umnachtet wurde. Der Aufenthalt in ländlicher Stille und zugleich der Umgang meines Großvaters, welcher gleich einem Ir-

renarzt die richtige Behandlungsweise dieser unglücklichen Frau traf, wirkten so günstig auf ihren Zustand ein, daß sie vollkommen genas und bis zum Tode meines Großvaters eine treue Hausgenossin blieb. Man kann sagen, daß sie und meine Großmutter sich ergänzten, denn was die letztere für das Behagen der leiblichen Bedürfnisse des Hauses tat, das leistete Madame Petersen in geistiger Beziehung. Ein Bruder unserer Großmutter, Carl Koch, Nachfolger des alten Wildmeisters K., wohnte ebenfalls mit Familie in Walddorf. Seine Frau war die Tante „Barbera“. Ein Kelch ging auch nicht an uns vorüber, wann wir in Walddorf ankamen. Dies war die Begrüßung der Tante. Wir akkordierten immer mit unser Mutter, ob es nicht ohne einen Kuß abzumachen wäre, aber umsonst. Gleich machte sich die zärtliche Tante über uns her. Eigentlich hieß sie Barbara, aber ihre mutwilligen Neffen hatten ihr diesen Namen aufgetrieben ihrer Unordentlichkeit halber. Dies ist aber auch der einzige dunkle Punkt in meinen Walddorfer Erinnerungen, alles andere ist Licht und Sonne.

Wie gingen für uns Kinder die Tage in Walddorf so wonnig dahin!

Schon das Erwachen des Morgens beim Krähen der Hähne, beim Gackern des Geflügels. Da hörte man noch halb schlaftrunken, wie die Kühe an den Brunnen getrieben wurden, und Großmama schickte uns kuhwarme Milch ans Bett. Und was brachte erst der Tag für Freuden! Heute wird Brot gebacken, und daran reiht sich immer auch Kuchenbacken, weil der große Backofen einmal schon geheizt ist. Was gibt es da zu springen mit den Kuchenblechen über den Hof herüber und hinüber, denn das Waschhaus ist drüben beim Gemüsegarten und dort ist auch der Backofen. Dann und

wann passiert es auch, daß eines von uns einen Kuchen vor allzu großer Eile hinwirft, aber Großmama zankt nicht.

Draußen vor dem Ort ist der sogenannte Pfarrgarten, da stehen viele Obstbäume, auch Zwetschgen gibt es da in Menge. Ein Teil wird gedörft, ein anderer aber auch zu Branntwein gemacht. Da war denn einer alten Tagelöhnerin, dem Luzeile (Lucia) die Obhut dieses Geschäfts übertragen. Das Luzeile sah fleißig nach, nur zu fleißig, denn sie versuchte den Branntwein so oft, bis sie betrunken am Boden lag. „Oh, oh“, lallte sie, als man nach ihr sah, „mir isch so wai!“

Die vier Fenster im Parterre gehören zu der Stube des Herrn „Vicarius“. Er geht auf unserem Bildchen soeben der Kirche zu. Lange Jahre hatte Gustav Werner⁴¹ dieses Amt inne, und seiner möchte ich ganz besonders in Liebe und Verehrung hier gedenken. Auch er bewahrte mir von Kindesbeinen an bis an sein Ende ein warmes, treues Freundesherz. Wie manches Mal zeigte er mir, auf den Armen mich tragend, den gestirnten Nachthimmel, oder er wußte meiner Kindesphantasie vor dem Einschlafen noch manch Schönes zu erzählen. Erwachte ich in der Nacht, so war es der Nachtwächterruf, der in seiner volkstümlichen Melodie an mein Ohr klang:

„Zwölf Tor hat die gold'ne Stadt,
Selig, wer dem Eingang hat“,

oder

„Eins ist Not, Herr Jesu Christ,
Laß dich finden, wo du bist“,

oder

„Neun Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht“,
und so jede Stunde ein anderer Vers.

In der Zeit, wie Gustav Werner als kleinen Anfang seines später so ausgedehnten Wirkens in Walddorf ein Asyl für arme elternlose Kinder gründete, waren wir gerade dort anwesend, und wir Kinder hatten die große Freude, die Einweihung mitmachen zu dürfen. Es ist mir alles noch so gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. Meine Mama und Frau Notar Wiedersheim von Walddorf übernahmen das Backen von Dampfnudeln, Großmama stellte ungeheure Portionen von gekochten Schnitz und Zwetschgen. Je zwei Kinder aßen zusammen aus einem Teller; ein kleines Bauernmädchen war meine Partnerin. Nach dem Festmahl war Umzug auf dem Kirchplatz mit Gesang. Jedes Kind trug ein Unschlitt-Schüsselchen mit brennendem Docht. Mein kleiner Bruder Felix war so glücklich, daß er nicht bemerkte, wie er sich mit dem geschmolzenen Fett seine blautuchene Festmontur über und über begoß. Doch meine Mama meinte, das sei Nebensache, es sei ja doch so ein schönes Fest gewesen, dies überwiege weit die verdorbenen Höslein. Wenn der Herr Vicarius so durch Wald und Flur mit seinen Kindern spazierenging,



Altersbildnis Gustav Werners. In: Ulrich Fick, *Das evangelische Württemberg*, Stuttgart 1983.

da hingen sich alle an ihn. Was an den Händen nicht mehr Platz hatte, das erfaßte die Rockschöße, und dies alles nahm er mit der größten Geduld und Liebe hin. Es waren dies elternlose arme Kinder oder verwahrloste, die G. Werner aufgenommen hatte und unter die Pflege einer früheren Nätherin, einer älteren braven Person, gab.

Meine Großmutter hatte außer den Pfarrgütern auch eigene, ererbte Grundstücke von ihrem Vater, den sogenannten oberen Neubruch, von wo aus man eine wundervolle Aussicht über die Alpkette genoß. Zu der Zeit, als mein Urgroßvater noch lebte, konnte er von seinen Fenstern aus die Arbeiter auf diesen Gütern beobachten, wenn er sich eines Fernrohrs bediente. Nun hatte er aus seinen aktiven Zeiten her als Wildmeister noch einen alten Jagdhund „Bourbon“, der aber so jagdmüde war, daß ihm schon der Anblick eines Gewehrs Entsetzen erregte. Wenn nun mein Urgroßvater sein langes Perspektiv ergriff, sah Bourbon dieses Instrument für eine Flinte an und ergriff schleunigst die Flucht. Sein Zufluchtsort war in diesem Fall immer der Backofen, aus dem er tagelang nicht mehr herauszubringen war. Nach dem Ableben des guten Tieres ließ der alte Wildmeister einen Reisetornister von dem weiß und braun gefleckten Fell anfertigen für seinen Enkelsohn Henri Jeanmaire, der noch manches Stück Welt mit ihm durchwanderte. Zuletzt erinnere ich mich dieses Tornisters noch in unserem Besitz in Biberach.

Nachtrag im Mai 1906

Lange haben diese Blätter geruht, ohne daß ich sie wieder in die Hand genommen habe. Indem ich nun heute in den Kalender sehe, bemerke ich, daß wir den 21. Mai haben und liebe Erinnerungen tauchen damit vor meiner Seele auf. Es ist der Geburtstag meines seligen Vaters. Während Dinge der Jetztzeit nur zu schnell meinem Gedächtnis entschwenden, stehen Begebenheiten aus meiner Jugendzeit in farbenfrischer Erinnerung vor meinem Gedächtnis, und so kehre ich heute im Geist in dem lieben Elternhaus ein.

Immer ein Freudentag für uns war dieser 21. Mai. Ein jedes von uns war bemüht, dem guten Vater etwas zuliebe tun zu dürfen; besonders waren wir Kinder beschäftigt, Blumen und Grünes ins Haus zu bringen, denn ein Kranz gehörte zu damaliger Zeit selbstredend auf einen Geburtstagstisch, und als Gegenstück prangte ein Hefenkranz frühmorgens auf dem Kaffeetisch. Aber trüber wurden die Tage, als des armen Vaters Gesundheit wankend wurde. Auf der Stimmung im Hause ruhte oft ein Bann, eine Vorahnung des Kommenden. Und so entsinne ich mich eines Geburtstages, es war der letzte, als wir Papa eine Freude zu machen hofften, indem wir ihm sein Lieblingslied mit Klavierbegleitung sangen unter verändertem Text, welchen Mama dazu geschrieben hatte. Es war die Melodie des Liedes: „Auf dem Meer bin ich geboren“; der darauf gedichtete Text lautete:

„Laß die sturmbelegten Wogen
An dem Kahn vorüber zieh'n,
Laß den Kummer, laß die Sorgen,
Freude strahle jeder Morgen,
Uns zur Andacht stimm er tief,
Der Dich einst ins Leben rief.“

Papa war tief ergriffen, und unsere Freude war eine wehmütige. Dies war im Frühling, als die Natur ihr schönstes Kleid angezogen hatte, der Sommer ging vorüber, und als der Herbstwind die Blätter von den Bäumen wehte, da streifte auch unser Vater seine irdische Hülle ab und seine treue Lebensgefährtin mit uns Kindern stand verwaist an seinem Sarg. Ein Jahr darauf sollte ihm sein Lieblingskind, unsere 14jährige Schwester, im Tode folgen.

Zum 9. November 1910

80 Jahre sind die Zahl meiner Tage auf Erden. Wer bin ich, Herr, daß Du mich bis hierher gebracht hast.

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er Dir Gutes getan hat, der Dir all deine Sünden vergibt und heilet deine Gebrechen, der Dich vom Tode errettet und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen.

Marie Becker, geboren 9. November 1830.“

Anmerkungen

- 1 Gerhard Adam Neuhofer, Diakon bei St. Anna in Augsburg, brachte 1822 seine „Abendbetrachtungen auf alle Tage des Jahres“ heraus. Die Titelpuffer waren von Schön und Weber.
- 2 Die Mitglieder des Biberacher Rates, die Senatoren, entstammten angesehenen Familien und zählten zu den einflußreichen Personen Biberachs.
- 3 Die Wißhack gehörten zu den bedeutenden evangelischen Bürgerfamilien. Eine Schwester der Großmutter Marie Müllers, Maria Susanne Wißhack, hatte 1778 den Chronisten Johann Konrad Kraiss geheiratet.
- 4 Vgl. die Stammtafel.
- 5 Christian August von Landerer, geboren Heidenheim an der Brenz 6. Januar 1800, gestorben Ulm 9. Oktober 1875. 2. Stadtpfarrer in Biberach 1829 bis 1840; 2. Stadtpfarrer am Ulmer Münster 1840 bis 1845, Dekan und 1. Stadtpfarrer am Ulmer Münster 1845 bis 1875; 1870 geadelt. Vgl. Martin König, Kirchliches Leben in Ulm, in: Ulm im 19. Jahrhundert, Ulm 1990 (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Bd. 7).
- 6 Heute Marktplatz 9. – Am 21. Februar 1732 hatte der Notar, Stadtgerichtsassessor und Registrator Johann Georg Hiller dem Canditeur Johann Friderich Müller seine Behausung nebst dem in das Zollersche Haus unterhalb hineingehenden Gewölb und der im Zuckerhof befindlichen Dungele verkauft. Nach dem Tod Justin Heinrich Müllers (1847) verkaufte seine Witwe, die Mutter Marie Müllers, das Haus 1849 dem Zinngießer Friederich Gutermann.
- 7 Christoph Sebastian von Mayer (Biberach 1801 Dezember 18 – 1859 April 18), Stadtschultheiß 1830 bis 1859.

- 8 Karl Göser (1803–1858), Sohn des Wagners und Stadtrats J. A. Göser in Biberach, erlernte zuerst den Beruf seines Vaters; als Maler war er weitgehend Autodidakt. Im Jahr 1845, also zu der Zeit, als Marie Müller bei ihm Zeichenunterricht hatte, schuf er Altargemälde für die Stadtpfarrkirche in Laupheim; auch für die Schloßkapelle in Achstetten malte er ein Altarblatt.
- 9 Straubetzen, Straubete, ein süßes Schmalzgebäck, welches gewöhnlich zu Sichelhenken und anderen festlichen Anlässen gebacken wurde.
- 10 Die Biberacher Sommerkeller hat H. Volz 1846 in einer Lithographie dargestellt. Damals waren es insgesamt neun. Diese Keller waren erforderlich, um das in der kühleren Jahreszeit gebräute, länger haltbare Braubier kühl zu lagern. Später wurden sie durch Eiskeller und Räume mit Kühlaggregaten ersetzt.
- 11 Der bekannte Biberacher Genremaler J. B. Pflug lebte von 1785 bis 1866.
- 12 Justin Heinrich Knecht (1752–1817) war von 1806 bis 1809 in Stuttgart Hofkapellmeister. Nach seiner Rückkehr meinte er: „Ich will lieber in Biberach bei meinem Bierle sitzen, als eine solche Hofluft atmen, die mich vom freien zum unfreien Menschen macht.“
- 13 August Landerer (Biberach 2. 1. 1829 – 26. 11. 1918 Stuttgart), Landgerichtspräsident.
- 14 Bei dem Bach vor dem Müllerschen Haus handelt es sich um den aus dem Wolfental kommenden Oberen Stadtbach, der damals noch offen entlang des Marktplatzes lief.
- 15 Der Ausdruck „Spezerei“ wurde schon im 14. Jahrhundert verwendet. Der Hinweis, daß J. M. Müller Kaffee verkaufte, ist ein Zeugnis, daß Kaffeegenuß wohl schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

- in Biberach üblich war. Kaffee war ein Genußmittel der Oberschicht, vor allem des Adels. Im Jahre 1770 kostete ein Pfund Kaffee soviel wie 5 Pfund Butter, 4 Pfund Speck oder ein Huhn. – In den Biberacher Ev. Kirchenbüchern finden sich noch folgende Vorfahren: Ulrich Müller, Wollweber
 ∞ 1 Nißla geb. Schwabheußin
 ∞ 2 27. 5. 1574 Catharina geb. Hechelschmid
 ∞ 3 7. 4. 1594 Catharina geb. Behem
 Ulrich Müller, Grautucher
 ∞ 30. 6. 1594 Maria geb. Hagen (geb. 29. 2. 1572; 8 Kinder)
 Ulrich Müller, Weber (geb. 8. 6. 1605)
 ∞ 22. 12. 1624 Karoline geb. Walter (geb. 4. 2. 1603)
 Christoph Müller, Weber und Garnsieder (geb. 28. 4. 1627)
 ∞ 1 Euphrorine geb. Müller
 ∞ 2 Elisabeth geb. Grieshaber (6 Kinder)
 Sigismund Müller, Dreikönigswirt, des Rats und Bäckerzunftmeister (geb. 4. 12. 1659)
 ∞ 7. 5. 1685 Elisabeth geb. Gnann (Tochter des Johann Gnann, Goldkronenwirt aus Geislingen; 8 Kinder)
 Sigmund Müller, Zuckerbäcker, Handelsverwalter und Bäckerzunftmeister (1687 Mai 14 – 1763 Mai 21)
 ∞ 2. 3. 1710 Sabine geb. Mühlischlegel (1689 Oktober 21 – 1761 Juni 12; Tochter des Heinrich Mühlischlegel, Seidenweber und Kaufmann in Ravensburg, und der Sabina geb. Dörner; 7 Kinder).
- 16 Bei der erwähnten Morgensuppe handelt es sich um das in jener Zeit übliche Frühstück und nicht um die genau so benannte reichhaltige, den Gästen am Hochzeitstag verabreichte „Morgensuppe“.
- 17 Hofmeister = Erzieher, Lehrer.
- 18 Montbéliard (Mömpelgard) war der Hauptort einer von 1395 bis 1801 dem Hause Württemberg gehörenden Grafschaft.
- 19 Als Wildmeister bezeichnete man einen Beamten, der das Jagdwesen unter sich hatte. An Walddorf grenzt der Schönbuch an, wo die Herzöge von Württemberg große Jagden abhielten.
- 20 Das sogenannte „theure Jahr“ waren die Hungerjahre 1816/17, in denen die Lebensmittel drei- bis viermal so viel kosteten wie sonst.
- 21 Der Walddorfer Pfarrer Philipp Gottlieb Landerer II, geboren 1770, war nach der üblichen Theologenausbildung zuerst zweiter Professor in Maulbronn, dann aber wegen Kränklichkeit Landpfarrer in Walddorf bei Tübingen († 20. 12. 1840). Er galt als „gescheit und kenntnisreich, als Rationalist, aber als etwas trocken, war als Lehrer und Pfarrer gleich angesehen und wegen seiner Freundlichkeit und Umgänglichkeit allgemein beliebt“. Andreas Gestrich: in Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Band VI, S. 337.
- 22 Albert Maximilian Landerer, geboren Maulbronn 14. Januar 1810, gestorben Tübingen 13. April 1878; Professor der Theologie in Tübingen.
- 23 Heinrich Philipp Landerer, geboren Maulbronn 28. August 1814, gestorben Göppingen 8. Februar 1877; Gründer der „Privatirrenanstalt Christophsbad“ in Göppingen. Der Altersunterschied zwischen den Geschwistern war groß. So wurde der 1814 geborene Heinrich von seinem älteren Bruder August (geb. 1800) im Pfarrhaus in Biberach unterrichtet.
- 24 Die Entfernung Biberach–Walddorf beträgt ungefähr 90 Kilometer. Bei einer Reisezeit von 15 Stunden legte eine mit Pferden bespannte Kutsche sechs Kilometer in einer Stunde zurück.
- 25 Orbis Pictus = gemalte Welt. Titel eines von Comenius 1657 erstmals herausgegebenen, oft aufgelegten Schulbuches mit veranschaulichenden Bildern.
- 26 Zur Familie von Bank vgl. Gerd Schreyer, Das Kauf- und Ratsherrengeschlecht von Bank, Ravensburg 1970.
- 27 Die Familie von Ebersberg gehörte nicht zu den alteingesessenen Biberacher Geschlechtern. Johann Jakob Gramm (1735–1805) hatte als Waldburg-Zeilscher Leibmedicus 1768 den Adel mit dem Prädikat „Edler von Ebersberg“ erhalten. Er wirkte seit 1780 als Stadtphysikus in Biberach. Alois Gramm von Ebersberg (1781–1853) war Maler in Biberach, ebenso wie auch sein Sohn, der 1818 geborene Karl Martin Gramm Edler von Ebersberg, der, ein Schüler von Pflug, 1864 nach Graz zog, wo er 1880 verstarb.
- 28 Farrenschwanz (Hagenschwanz): als Züchtigungsmittel gebrauchte Rute des Farren.
- 29 Die Freiherren von Plummern, seit dem 14. Jahrhundert in Biberach ansässig, waren eines der bedeutendsten Biberacher Patriziergeschlechter. – Es handelt sich hier um Wilhelm Franz Xaver Michael Felician von Plummern (Biberach 1818 März 25 – 1844 März 14), Sohn des Biberacher Oberamtspflegers Johann Nepomuk Fidel Magnus Heinrich von Plummern (1777–1852) und der Maria Elisabetha von Plummern geb. von Freyenthal (1791–1880).
- 30 Betnmuster = Rosenkranz, Herkunft von Paternoster.
- 31 Tanzlaube = Tanzboden im oberen Stock einer Wirtschaft.
- 32 Hoppswalzer, ein Walzer, der nicht geschliffen, sondern gehüpft wurde.
- 33 Früher wurde im mittleren und nördlichen Oberschwaben viel Kraut aus eßbaren weißen Rüben gegessen. Es sollte bis Weihnachten verzehrt sein, da danach sein Geschmack nachließ.
- 34 Der „Sechsbätzner“ war eine alte Münze im Wert von sechs Batzen und entsprach, solange die süddeutsche Guldenwährung (1 Gulden = 60 Kreuzer) noch üblich war (bis 1875), 24 Kreuzern.
- 35 Vgl. Otto Funk, Ein Prozeß aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wegen Verhelichung und Ansässigmachung in Biberach, in: Zeit und Heimat, Beilage zum Anzeiger vom Oberland, 6. Jahrgang, Nr. 4, vom 30. Juli 1929.
- 36 Mag. Johann Wilhelm Volz (1743–1829) war 1770 bis 1782 evangelischer Pfarrer in Oberholzheim und kam dann als Spitalprediger nach Biberach. 1795 Senior, wurde er 1810 Dekan des Evangelischen Dekantats Biberach.
- 37 Das Geschlecht von Hillern war eine bekannte, alteingesessene Biberacher Patrizierfamilie.
- 38 Falbel: gefälteter Besatz an einem Kleid.
- 39 Kolben: große, runde Laterne, die entweder an einem Ring oder an einer langen, hölzernen Stange getragen wurde.
- 40 Georg Ludwig Stecher (1760–1826) war nach dem Studium der Rechtswissenschaften zuerst Stadtmann, dann Senator und seit 1796 evangelischer Bürgermeister. Am 21. 6. 1819 wählten ihn die Bürger zum ersten Stadtschultheißen von Biberach.
- 41 Gustav Werner (1809–1887), geboren in Zwiefalten, war von 1834 bis 1840 Vikar in Walddorf, wo er 1837 eine Kleinkinderschule und bald darauf auch eine „Industrieschule“ gründete. Als eine arme Tagelöhnerin mit unversorgten Kindern starb, richtete er eine „Rettungsanstalt“ ein. Der evangelischen Kirchenleitung mißfiel seine ausgedehnte Vortragstätigkeit, worauf er 1840 sein Vikariat niederlegte und mit 16 Kindern und 2 Helfern im Fußmarsch nach Reutlingen zog. Hier entstanden später die Wernerschen Anstalten, von denen es 1862 bereits 30 gab.
- In Reutlingen – dem Sitz der Regierung des Schwarzwaldkreises – lebte auch sein Vater Johannes Werner (1782–1849), der dort seit 1833 Finanzkammerdirektor war. Er begann seine Laufbahn 1807 als Forstkassier in Zwiefalten, anschließend war er von 1810 bis 1819 in gleicher Funktion in Biberach tätig. Im Jahr 1817 machte ihn der Graf von Sternberg-Manderscheid zum Bevollmächtigten für die Herrschaften Schussenried und Weißenau. In Anbetracht seiner damaligen geringen Bezahlung kam er diesem Auftrag gerne nach. Als Belohnung für seine Verdienste erhielt J. Werner 1823 die Gefälle der ehemals schussenriedischen Höfe in Geradsweiler bei Reute.